

transfer

FAMILIENANGEHÖRIGE UND ENTWICKLUNGSDIENST

Mit-Reisen
und
gestalten



Als fünfköpfige
Familie nach
Tansania

Seite
04

Ein bekannt-unbekanntes
Land als neue Heimat
entdecken

Seite
10

Interview:
Selbstbewusst mit
der Zeit im Ausland
umgehen

Seite
16

Editorial	3
SCHWERPUNKT	
Ebenso herausfordernd wie bereichernd Als fünfköpfige Familie nach Tansania	4
Fernbeziehung: Deutschland - Sierra Leone Man muss erspüren, wie lange man getrennt voneinander sein kann	6
Erst Ehrenamt, dann eigener EH-Vertrag Mitausgereist nach Kathmandu	8
Ein bekannt-unbekanntes Land als neue Heimat entdecken Abschließen – öffnen – offen bleiben	10
Blick zurück ganz ohne Zorn Ein erfülltes MAP-Leben mit Höhen und Tiefen	12
Den roten Faden gefunden Auf der Suche nach Identität und Perspektive	14
Interview mit Dr. Ute Ohme: Selbstbewusst mit der Zeit im Ausland umgehen	16
Keine einfache Zeit in Bolivien Eine junge Familie im Entwicklungsdienst	18
Tipps für die Rückkehr mit Kindern	19
Rückkehr mit Partner*innen aus Nicht-EU-Ländern	19
FACETTEN DER RÜCKKEHR	
Vor, in und nach Uganda Der Kreis schließt sich	20
AUS DEN DIENSTEN	
CFI-Debriefing - wertvolle Unterstützung bei der Rückkehr	21
SCHWERPUNKT	
Der Liebe wegen nach Deutschland Der Verband binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e.V.	22
AIZ-Fortbildungsangebot: Als Partner*in mit-ausreisen – Abenteuer oder Auszeit?	23
IN EIGENER SACHE	
Webinare und Seminare der AGdD	24
Neues aus der AGdD	25
SCHWERPUNKT	
Ehrenamtlich im eigenen Beruf als Pastor Als mitausgereister Ehemann in Tansania	26
Von Heidelberg nach Mexiko Leben in zwei Welten	28
Inzwischen fühlen wir uns in Berlin zuhause Aus Papua-Neuguinea nach Deutschland – und zurück	30

NEU: transfer gibt es erstmalig zweisprachig



Diese Ausgabe der *transfer* gibt es in Deutsch und Englisch als Printversion und auch zum Download auf www.agdd.de/transfer oder www.agdd.de/en/transfer.

Printexemplare können Sie jederzeit per E-Mail bei uns anfordern.

Impressum

Herausgeber ist das AGdD-Förderungswerk für rückkehrende Fachkräfte der Entwicklungsdienste, Meckenheimer Allee 67-69, 53115 Bonn, Deutschland.
Telefon: 0228 908 993-0
E-Mail: redaktion@agdd.de

Redaktion: Silke Wesemann, AGdD (verantw.), Dieter Kroppenberger, TK-SCRIPT
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder.

Realisation: TK-SCRIPT
Übersetzung: Wort für Wort, Regine Eickhoff, Helen Merenda
Druck: Druckservice Zillekens

Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der AGdD.

transfer erscheint dreimal jährlich.

29. Jahrgang – Ausgabe 2 – September 2018

Liebe Leserinnen und Leser,

das Thema „Familienangehörige und Entwicklungsdienst“ in all seinen Facetten liegt uns sehr am Herzen. Im letzten Jahr haben wir uns in **transfer** (01-2017) bereits in einem Interview mit „Third Culture Kids“ beschäftigt. In diesem Jahr möchten wir dem Thema ein ganzes Heft widmen. Um auch nicht-deutschsprachige Fachkräfte, Rückkehrer*innen und Partner*innen zu erreichen, erscheint diese **transfer** erstmals in einer deutschen und einer englischen Ausgabe.

Wer sich dazu entschließt, Entwicklungsdienst zu leisten, lässt sich darauf ein, die gewohnte Umgebung zu verlassen und in einem fremden Land mit einer anderen Kultur zu leben. Dies ist ein einschneidendes Erlebnis. Aber nicht nur die Fachkräfte selbst müssen die Bereitschaft mitbringen, sich auf andere Lebens- und Arbeitsbedingungen einzulassen, sondern auch ihre Familienangehörigen.

Wie wichtig die Unterstützung durch die Partner*innen und Familien vor Ort ist, hören wir im Austausch mit rückkehrenden Fachkräften immer wieder. So sagt eine Rückkehrerin über ihren mitgereisten Mann: „Ohne seine permanente Wertschätzung hätte ich keinen Fuß an den Boden gekriegt.“ Und auch Studien belegen diesen Aspekt.



Doch was bedeutet es, mit der Partnerin oder dem Partner in den Entwicklungsdienst zu gehen? Den eigenen Arbeitsplatz aufzugeben und sich vor Ort eine neue Beschäftigung zu suchen? Sich um die Kinder zu kümmern? Mit-Reisen bedeutet nicht nur den Partner oder die Partnerin im Entwicklungsdienst zu unterstützen, sondern auch das eigene Leben im Einsatzland zu gestalten und sich eigene Wirkungsräume zu schaffen.

Und nicht nur die gemeinsame Ausreise wirft Fragen auf – auch wenn es nach dem Entwicklungsdienst zurückgeht, können neue Herausforderungen entstehen. So zum Beispiel für Kinder, für die das Einsatzland in vielen Fällen mehr Heimat bedeutet als das Heimatland der Eltern.

Manche Beziehungen und Familiengründungen entstehen während des Entwicklungsdienstes. Dann ist die „Rückkehr“ nach Deutschland eher ein Umzug in ein neues, manchmal sogar fremdes Land.

Und es gibt auch Paare, die eine Beziehung auf Distanz führen, denn nicht immer können Partner*innen mitgehen. Die Gründe dafür sind vielfältig. Und auch hier gilt es, verschiedene Herausforderungen zu meistern.

Ob mitausreisen, miteinreisen oder zurückbleiben – das Thema hat viele Facetten, wie die Erfahrungsberichte unserer Autor*innen zeigen.

Viel Freude beim Lesen

Silke Wesemann

Silke Wesemann

Editorial

Ebenso herausfordernd wie bereichernd

Als fünfköpfige Familie nach Tansania

Wir stehen mitten im Stau in Dar es Salaam. Neben den Autos gehen Verkäufer auf und ab, die von Scheibenschwämmern über Kissen, Bettwäsche und Obst bis hin zu Aquarien und Hundewelpen wirklich alles anbieten. Temperatur und Luftfeuchtigkeit steigen gefühlt minütlich, und während wir Erwachsenen gerne staunend das rege Treiben um uns herum beobachten würden, langweilen sich unsere Kinder und haben großen Durst. Wasser haben die Straßenverkäufer leider keins im Angebot.

Wir sind im Mai 2017 mit unseren Kindern – Ronja (7), Kalle (5) und Mats (2) – von Erlangen an den indischen Ozean gezogen, nach Lindi in Tansania, wo mein Mann als Kinderarzt und Development Advisor für die GIZ tätig ist. Natürlich machten wir uns im Vorfeld unzählige Gedanken und dennoch: Wirklich vorbereitet waren wir nicht auf das, was uns erwartete.

VIEL IMPROVISATION NÖTIG

Unterschätzt hatten wir vor allem das Ankommen mit den Kindern vor Ort in Lindi – schon unter rein logistischen Gesichtspunkten. Es gab kein unmittelbar bewohnbares Haus, so dass wir zunächst in einem Hotel unterkamen. Die Zeit nach dem Umzug in die eigenen vier Wände war dann geprägt durch die Organisation von Dingen, die in Deutschland selbstverständlich sind: Wasser, Transport mit fünf Personen ohne eigenes Auto, Strom, Bargeld, Kommunikation, Einkauf. Zeitgleich war mein Mann aber vom ersten Tag an beruflich in Vollzeit eingebunden, inklusive mehrtägiger Reisen. Zukünftig würden wir – dies als Tipp für andere Familien – bei ähnlichen Vorhaben vermutlich einen von uns Eltern „vorschicken“. Wie hilfreich dies ist, hängt natürlich von den Möglichkeiten ab, im Vorfeld an relevante

Informationen zu kommen oder aber vor Ort Menschen vorzufinden, die die anfängliche „Betreuung“ übernehmen können. Allerdings ist ein eigener Eindruck vor Ort in jedem Fall sicher viel Wert!

Ohne drei Kinder „im Schlepptau“ kann man auch Tage ohne Mittagessen überstehen, wenn es – wie in unserem Fall – die ersten vier Wochen wegen Ramadan vor Sonnenuntergang kein Streetfood gab, wir aber auch noch keine eigene Küche hatten. Für manche Aspekte des täglichen Lebens mag der Ansatz „Das findet sich schon alles!“ auch mit Kindern funktionieren, aber bei fundamentalen Dingen wie Essen, Schlafplatz und fließendem Wasser wird es schwierig. Eine Orientierungsphase für die ganze Familie ohne unmittelbaren Arbeitsstart des Ehepartners wäre für uns sicher hilfreich gewesen.

THEMA KINDERBETREUUNG UND SCHULE

Meine Rolle als MAP ist von Anfang an bis heute sehr eng mit dem Alltag der Kinder verbunden. Dies ist für mich eine Umstel-

lung im Vergleich zu dem großartigen Waldkindergarten, den unsere Kinder in Deutschland besuchen konnten. Der Spielraum, mir meine Zeit frei einzuteilen, ist hier sehr eingeschränkt. Derzeit sieht es so aus, dass unsere siebenjährige Tochter an vier Wochentagen halbtags eine lokale Grundschule besucht. Und mittwochs absolviere ich mit ihr zu Hause das deutsche Grundschulpro-

Wiebke Bornschlegl mit ihren Kindern bei der Ankunft in Tansania im Mai 2017

Heute, gut ein Jahr nach unserem Umzug, gibt es noch viele Herausforderungen, aber auch unzählige Dinge, die sehr gut laufen. Inzwischen erinnert wenig an die wirklich anstrengende Anfangszeit, die sich über sechs bis acht Monate erstreckte und aufgrund zweier familiärer Trauerfälle unvorhersehbar und außergewöhnlich fordernd war.



© privat

gramm. Unser fünfjähriger Sohn ist von acht bis elf Uhr in der Pre-School einer katholischen Gemeinde, die von einer Ordensschwester geführt wird. Und der dreijährige Mats ist zu Hause bei mir oder bei unserem unschätzbar wertvollen Gärtner Hamisi und der Haushaltshilfe Pili. Die katholische Pre-School ist ein wirklich schöner Ort für Kinder bis maximal sechs Jahre und wir sind sehr froh, sie gefunden zu haben. Die Kinder werden dort auf eine wertschätzende, gewaltfreie, zugewandte und altersgerechte Art und Weise betreut und unterrichtet. Dagegen ist die Situation in der Grundschule schwieriger. Corporal Punishment, das heißt Bestrafung durch Stockschläge, ist in Tansania legal und wird an dieser Schule praktiziert. Auch wenn unsere Tochter hiervon niemals persönlich betroffen war, so bekommt sie die Bestrafungen natürlich bei ihren Mitschüler*innen mit. Für uns bedeutet dies regelmäßige Gespräche mit der Schulleitung sowie ein immer wiederkehrendes Grübeln ob der Vertretbarkeit, sie dorthin zu schicken. Andererseits möchten wir ihr regelmäßigen, guten Kontakt mit Kindern in ihrem Alter ermöglichen, was bei der eher isolierten Lage unseres Hauses vor allem in dieser Schule möglich ist.

Es ist eine große Herausforderung, die sich in verschiedenen Lebensbereichen, besonders aber bei der Schulsituation zeigt: Man muss versuchen, nicht jeden Konflikt auf das große Ganze zu beziehen. Auch in Deutschland macht frühes Aufstehen vielen Kindern keinen Spaß und auch in Deutschland gibt es Lehrer*innen oder Mitschüler*innen, die man mehr oder weniger gern mag. Dennoch ist die Suche nach einer guten Schule und nach Alternativen, etwa einer Fernschule, ein immer wiederkehrendes Thema.

Was die Eingewöhnung der Kinder angeht, so spielt nach unserer Erfahrung das Alter eine große Rolle. So war es für Ronja, unsere Älteste, schwieriger, gute Freund*innen und Verwandte in Deutschland zurück zu lassen. Und Mats, der Jüngste, tut sich sprachlich gesehen am leichtesten – man kann ihn nach gut einem Jahr hier auf Deutsch, Englisch oder Suaheli ansprechen und er antwortet jeweils ohne zu zögern.

KONTAKT ZU DEN MENSCHEN VOR ORT

Für mich selbst bleibt das Lernen der Sprache eine Herausforderung, ebenso mein Bedürfnis, Kontakte zur lokalen Bevölkerung herzustellen. Wir haben als weiße Europäer – beispielsweise alleine schon durch unser eigenes Auto – eine deutlich exponierte Stellung, die sich im Alltag auf verschiedene Art und Weise zeigt, zum

WEITERLESEN IM BLOG

In unserem Blog *IntoTheAfrica* schreiben wir über verschiedene Themen – zum Beispiel gibt es dort einen ausführlichen Beitrag zur Schulsituation. Interessierte Leser*innen können mich auch gerne per Mail kontaktieren unter:

www.intotheafrica.de
wiebkebornschlegl@gmail.com



Beispiel durch generelle große Aufmerksamkeit, Zurufe, Anfragen nach finanzieller Unterstützung.

Ich bin froh, inzwischen guten Kontakt zu einem Kirchenchor gefunden zu haben und hier wöchentlich an den Proben teilnehmen zu dürfen. Für meinen Mann ist der Austausch durch die tägliche Arbeit im Krankenhaus oder bei Fortbildungen im Distrikt deutlich unkomplizierter. Auch Kontakt zu den Eltern der Freunde unserer Kinder aufzunehmen ist schwierig – es kommen zwar regelmäßig zahlreiche Kinder zum Spielen zu uns in den Garten, die Eltern sind aber in der Regel nicht involviert.

FAZIT

Zusammenfassend kann ich sagen, dass ich unsere Zeit in Tansania bislang als ebenso herausfordernd wie bereichernd empfinde. Zur Eingewöhnung der Kinder kann ich noch kein zusammenfassendes Urteil abgeben – zu unterschiedlich sind ihr Alter, ihre Persönlichkeit und daraus resultierend auch ihr Einfinden in der neuen Umgebung in Lindi. Es gibt meines Erachtens kein richtiges oder falsches Vorgehen und die individuellen Unterschiede sind so groß, dass verallgemeinernde Aussagen wenig weiterhelfen. Es ist sicher in jedem Fall gut, sich auf eine anstrengende Zeit einzustellen und besonders viel Geduld mitzubringen. Die Erarbeitung eigener Freiräume sowie das Fehlen von Optionen für die eigene Berufstätigkeit sind Themen, die mich beschäftigen. Der Kontakt zur lokalen Bevölkerung ist eine konstante Herausforderung – auch für die Kinder, die hier einen völlig anderen Umgang von Kindern untereinander erleben.

Es ist beeindruckend, motivierend und macht Spaß zu sehen, wie die Kinder und auch wir selber uns nach und nach in dieses fremde Umfeld einfinden, Menschen kennenlernen, Freunde finden, eine neue Sprache lernen, Dinge wie unsere eigenen Normen und Werte hinterfragen und andere als bereichernd oder wertvoll neu aufgreifen. Und nicht zuletzt: Die für uns wunderschöne Lage direkt am indischen Ozean hilft bei der Freizeitgestaltung!

Familie Bornschlegl
 am Strand des
 indischen Ozeans in
 Lindi

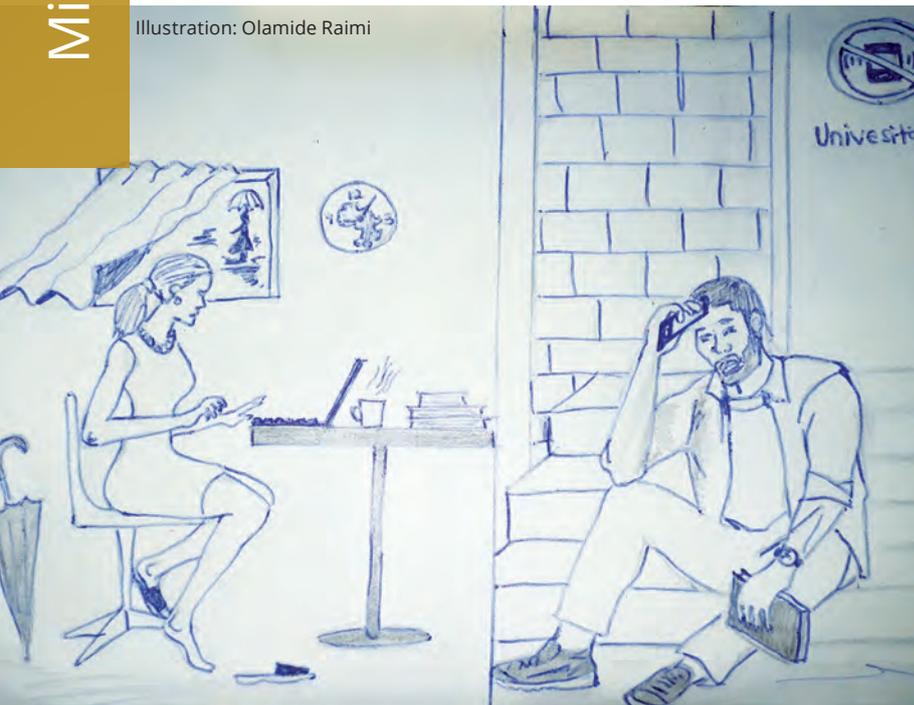
Wiebke Bornschlegl,
 seit 2017 in Tansania,
 GIZ

Fernbeziehung: Deutschland - Sierra Leone

Man muss erspüren, wie lange man getrennt voneinander sein kann

No wahala (Kein Problem); okada (Motorrad); A dey try (Ich versuche es): All diese Worte sind mir vertraut. Während Julia sich auf die Ausreise nach Sierra Leone vorbereitete, merkte ich, dass es Ähnlichkeiten zwischen Krio, der Landessprache Sierra Leones, und dem nigerianischen Pidgin, der Umgangssprache in Nigeria und meine Muttersprache, gibt. Ich dachte mir: „Es wird kein Problem sein, nach Sierra Leone zu gehen, denn ich verstehe zumindest die Sprache.“

Illustration: Olamide Raimi



Olamide Raimi studiert Medizin in Bonn, seine Partnerin Julia Krojer war von 2013 - 2017 in Sierra Leone für DÜ/EED/BfdW

Ich erinnere mich noch an den Tag, an dem Julia mir sagte, sie wolle sich für eine Stelle von Brot für die Welt in Sierra Leone bewerben. Als sie schließlich eine Einladung zum Orientierungskurs und Interview erhielt, wurde es ernst. Was würde das für unsere Beziehung bedeuten? Ich bin Medizinstudent in Deutschland und möchte mein Studium hier abschließen, während sie sich ihren Traum von der Arbeit in Afrika erfüllen wollte. Wir haben immer versucht, uns gegenseitig bei der Erfüllung unserer Träume zu unterstützen. Also haben wir eine Liste mit den Vor- und Nachteilen ihres Auslandseinsatzes gemacht und verglichen. Die Vorteile überwogen, und so stimmte ich zu, dass sie auf einem anderen Kontinent arbeitet. Aber ich fragte mich, ob unsere Beziehung wohl halten würde.

AUFBRUCH NACH SIERRA LEONE

Im August 2013 ging Julia nach Sierra Leone, um für die Organisation Sierra Leone Adult Education Association (SLADEA) als Dokumentations- und PR-Beauftragte zu arbeiten. Wir wollten uns in den Weihnachtsferien in Nigeria wiedersehen. Das war die längste Zeit, die wir getrennt waren, während der dreieinhalb Jahre, die sie für Brot für die Welt arbeitete.

Die Entscheidung, in ein anderes Land zu gehen, wenn man in einer Beziehung ist, stellt eine Herausforderung dar, insbesondere, wenn beide Partner beruflich eingebunden sind. Ich studierte und musste mich auf Prüfungen vorbereiten. Ich würde oft reisen und müsste mich im Ausland an einem mir unbekanntem Ort vorbereiten. Ich ging davon aus, dass die Situation schwierig werden würde.

Ich besuchte Julia im Januar 2014 zum ersten Mal und blieb 4 Monate in Sierra Leone. Im August 2014 kam sie zu einem Besuch nach Deutschland und wir heirateten endlich. Nach unserer Heirat kehrte sie allein nach Freetown, Sierra Leone, zurück. Unsere Ehe führte zu vielen Veränderungen, beispielsweise in unserer Verantwortung füreinander und meiner Stellung bei ihren Arbeitskollegen.

Wenn wir in Sierra Leone waren, musste ich mich auch mehr um sie kümmern. Deutschland ist viel sicherer: Hier musste ich mir keine Sorgen um sie machen, auch nicht nachts. In Sierra Leone hingegen versuchten Männer sich ihr aufzudrängen, wenn sie alleine unterwegs war. Dies geschieht in fast allen Ländern, aber häufiger in afrikanischen Ländern. Aus diesem Grund war ich sehr um ihre Sicherheit besorgt und wollte sie beschützen. Wenn ich an ihrer Seite war, kam es zu viel weniger Zwischenfällen.

2015 kam es zum Ausbruch von Ebola in Westafrika. Die Fachkräfte in Sierra Leone und Liberia wurden evakuiert. Wir reisten nach Uganda und blieben dort drei Monate, da Julia am Ebola-Virus forschte. Noch während der Ebola-Epidemie durften wir zurückkehren und ich hatte die Idee, ein Praktikum an einer Klinik in Sierra Leone zu absolvieren, um in Julias Nähe zu sein und gleichzeitig etwas für meinen eigenen Lebenslauf zu tun. Diese Idee musste ich leider aufgrund des zu großen Sicherheitsrisikos verwerfen. Stattdessen nahm ich mir von der Universität frei und blieb drei Monate bei Julia.

Nach unserer Hochzeit änderte sich wenig in unserer Beziehung, außer dass ich völlig abhängig von ihr war. In Deutschland hatte ich gearbeitet, aber das ging in Sierra Leone nicht: Sie hatte dort einen Vertrag und ich nicht. Sie verdiente das Geld und ich war finanziell auf sie angewiesen. Das gefiel mir nicht und ich überlegte, wie ich Geld verdienen könnte. Aufgrund meiner IT-Kenntnisse und kreativen Fähigkeiten bekam ich die Möglichkeit, in ihrer Organisation auszuhelfen. Ich machte Dienstreisen und vertrat die Organisation sogar bei externen Veranstaltungen.

Außerdem versuchte ich Julia außerhalb ihrer Arbeit bestmöglich zu unterstützen: Ich kochte, ging einkaufen und kümmerte mich um andere anfallende Aufgaben, um sie zu entlasten.

NICHT SO EINFACH WIE GEDACHT

Reisen und Heimkehren hat positive und negative Seiten. Ich verbrachte etwa 16 Monate mit Julia außerhalb Deutschlands. Reisen ist auch eine Form der Bildung. Ich kannte Sierra Leone nur theoretisch – die Menschen dort kennenzulernen, war etwas anderes. Das Land ist wunderschön und ich habe viel darüber gelernt.

Als Afrikaner mit nigerianischem Pass war das Reisen wegen der hohen Sicherheitsstandards nicht immer einfach. Auch das ist in Afrika normal. Ich wurde an Flughäfen oft gründlich kontrolliert, was ich als unangenehm empfand. Meine Partnerin konnte meist durch die Sicherheitskontrolle gehen, während ich aufgehalten wurde. Dann kam sie zurück und fragte den Sicherheitsdienst, ob alles in Ordnung wäre. Daraufhin mussten sie mich auch gehen lassen.



Illustration: Olamide Raimi

Ganz ehrlich: eine Fernbeziehung ist nicht so einfach, wie ich zuerst dachte. Wenn ich in Deutschland war, war es oft schwierig, Julia zu erreichen. Aufgrund der schlechten Verbindung haben wir manchmal tagelang nicht miteinander telefoniert. Das passierte so oft, dass wir uns häufig stritten bei unseren Telefonaten. Durch ihren langen Auslandsaufenthalt begann ich, Veränderungen bei ihr zu spüren. Ich begriff, dass die große Entfernung unserer Beziehung nicht guttat. Daher haben wir entschieden, nie länger als drei Monate getrennt zu sein, und das war eine gute Entscheidung. Wenn ich aufgrund

meines Studiums nicht nach Sierra Leone reisen konnte, hat sie mich in Deutschland besucht – das hielt unsere Beziehung am Leben.

EINE LEHRREICHE ZEIT

Ich habe in diesen 42 Monaten viel gelernt, beispielsweise über Entwicklungshilfe und -organisationen. Positives und Negatives. Ich traf viele Menschen aus verschiedenen Organisationen, auch Ärzte und andere Menschen aus medizinischen Bereichen, die ähnliche Pläne hatten wie ich. Ich lernte auch Julias verschiedene Verhaltensmuster in unterschiedlichen Situationen kennen. Ich verstehe sie jetzt viel besser, als wenn wir nie getrennt gewesen wären.

Wenn man eine Fernbeziehung plant, sollte man nach meiner Erfahrung dafür sorgen, niemals zu lange getrennt voneinander zu sein. Wie lange man getrennt sein kann, ist von Beziehung zu Beziehung unterschiedlich. Mit der Zeit spürt man, wie lange man es ohne den anderen aushalten kann. Frauen und Männer sehen viele Dinge auch unterschiedlich. Man muss einander helfen, seine Ängste zu überwinden. Wenn man lernt, aufeinander einzugehen, ergibt sich alles andere von allein.



Illustration: Olamide Raimi

Auch sollte man sich die guten Eigenschaften bewahren, die der Partner oder die Partnerin an einem schätzt. Wenn man allein in einer anderen Welt ist, kann es leicht passieren, dass man sich verändert. Man sollte aber immer darauf achten, dass man keine neuen Gewohnheiten annimmt, die der Partner oder die Partnerin nicht mögen würde.

Umgekehrt kann man als begleitende*r Partner*in dabei helfen, den Blick für die Ziele vor Ort wieder zu schärfen, wenn diese im Alltag an Bedeutung verlieren. Den Partner oder die Partnerin dabei zu unterstützen, seine Träume zu verwirklichen, sollte nicht bedeuten, dass man die eigenen Träume vernachlässigt. Indem man dem Partner oder der Partnerin hilft, einen Traum zu verwirklichen, erreicht man manchmal viel mehr als man für möglich gehalten hat.

Ich möchte mit einem afrikanischen Sprichwort schließen: „Wenn du schnell gehen willst, geh allein. Wenn du weit gehen willst, geh gemeinsam“.



Familie Graham mit Kolleg*innen der United Mission to Nepal

Erst Ehrenamt, dann eigener EH-Vertrag

Mitauseigereist nach Kathmandu

Als ich meinen späteren Ehemann kennenlernte, war er bereits anerkannter EED-Bewerber. Im Jahr 1998 heirateten wir. Da war zwar eine Stelle im Entwicklungsdienst noch nicht in Aussicht, trotzdem kann ich nicht sagen, ich hätte von nichts gewusst. Was diese Tatsache für meinen persönlichen und beruflichen Lebensweg bedeuten würde, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt keinesfalls.

Der Evangelische Entwicklungsdienst (EED) lässt Familien nur gemeinsam ausreisen, daher musste auch ich mich mit dem Thema Entwicklungsdienst beschäftigen. Und so bewarb ich mich ebenfalls beim EED als Fachkraft. Als Diplom Wirtschaftsingenieurin (FH), Fachbereich Werbewirtschaft und Werbetechnik, wurde ich zwar in den Kreis der Bewerber*innen mit Vermittlungschancen aufgenommen, eine Stelle stand jedoch konkret nicht an.

Im Jahr 2001 erhielt mein Mann dann das Stellenangebot, für vier Jahre zur United Mission to Nepal (UMN) nach Kathmandu zu gehen. Zu dem Zeitpunkt arbeitete ich in Frankfurt bei der Werbeagentur Ogilvy & Mather im Bereich „Kontakt für die Bausparkasse Schwäbisch Hall“. Meine Bitte um Beurlaubung wurde unmittelbar positiv beantwortet. In den Auslandsjahren war das eine tolle Sicherheit für die Zeit der Rückkehr, auch empfand ich diese Beurlaubung als Wertschätzung.

ANKUNFT IN NEPAL

In der Vorbereitung auf unsere Ausreise standen für mich als mitausreisende Partnerin neben Länderkunde hauptsächlich die Themen Hauswirtschaft und Hausangestellte auf dem Programm. Und ja – das war auch wichtig. Bei der Ankunft in Kathmandu öffnete Nanu Didi

die Tür zu unserer Wohnung von innen. Der Kuchen war schon gebacken und der erste Einkauf bereits gemacht. Meine berufliche Karriere, die bald folgen sollte, verdanke ich auch Nanu Didi, unserer Hausangestellten. Je mehr Stunden ich arbeiten ging, desto mehr erhöhte sie ihre Arbeitsstunden in der Betreuung unserer Tochter und in unserem Haushalt.

Die Zeit in Nepal startete mit einem dreimonatigen Language & Orientation Program (LOP). Unsere Tochter Lina war zum Zeitpunkt der Einreise eineinhalb Jahre alt. Die Teilnahme am LOP war teilweise auch mit Kind möglich oder Lina blieb während dieser Zeit bei Nanu Didi. An dem einwöchigen Kurs „Workorientation“ durften alle Teilnehmer*innen des LOP, also auch die mitausgereisten Partner*innen, teilnehmen. So lernte ich das Team des Communication Office kennen.

Nach drei Monaten begann mein Mann dann seinen Vollzeitjob und ich war Zuhause mit Kind – der Klassiker.

EHRENAMTLICHE AUFGABEN GESUCHT

Der Aufbau eines sozialen Umfeldes ging erfreulich schnell. Ich hatte das Glück, zu einem Kreis von Frauen mit kleinen Kindern eingeladen zu werden, wir trafen uns wöchentlich. Viele meiner neuen Freundinnen hatten ehrenamtliche Aufgaben gefunden, bei denen sie direkt Menschen helfen konnten. Manche besuchten und unterstützten beispielsweise Patienten ohne Angehörige in einem Krankenhaus.

Ich weiß noch, wie beeindruckt ich war, dass sich alle in irgendeiner Form engagierten. Das wollte ich selbst auch und beschloss daher, meine Talente dort einzusetzen, wo ich am meisten bewirken könnte – sowohl haupt- als auch ehrenamtlich. Bald bot sich mir die

Möglichkeit, bei UMN in der Abteilung Frauenarbeit in einer Mini-Teilzeit – an einem Nachmittag in der Woche – mitzuarbeiten. Aus meiner ehrenamtlichen Arbeit entwickelte sich dann rasch eine feste Teilzeit-Anstellung im Communication Office als Marketing Advisor.

EBENFALLS MIT EH-VERTRAG

Dank der Unterstützung des EEDs erhielt ich ab diesem Zeitpunkt, 15 Monate nach unserer Ankunft in Nepal, einen Entwicklungshelfervertrag. Damit änderte sich unser Familienunterhaltsgeld zwar nicht, aber ich war nun sozialversichert. Das hätte mich am Ende des EED-Vertrages zum Bezug von Arbeitslosengeld berechtigt, was ich erfreulicherweise nicht in Anspruch nehmen musste. Außerdem wurden Rentenversicherungsbeiträge für mich einbezahlt, was mir nach meinem Arbeitsleben zugute kommen wird.

Ich arbeitete nun mit im Alltagsgeschäft der Abteilung: Es ging um die Erstellung von Printmaterialien für die Öffentlichkeitsarbeit, um Projektunterstützung, um Donor-Relation-/Information und mehr.

Dann stand das 50jährige Jubiläum der UMN vor der Tür und man bat mich, die vakante Stelle des „Team Leader of the 50th Anniversary Celebrations“ zu übernehmen. Ich tat das gerne und war plötzlich inmitten von nationalen und internationalen Veranstaltungsplanungen und allem, was dazu gehört. Ehrenamtliche, Freunde und Förderer der UMN aus vielen Ländern trugen Unglaubliches bei und als Team durften wir „Produkte“ daraus formen: zum Beispiel einen Spendenaufruf in sieben Sprachen. Dabei waren Fremdsprachen eigentlich immer mein Stolperstein gewesen. Doch zu diesem Zeitpunkt arbeitete und träumte ich bereits in Englisch. Das hatte ich dank geduldiger englischsprachiger Kolleg*innen und Freundinnen geschafft.

AUFSTIEG IN DEN FÜHRUNGSKREIS

Im Februar 2004 wurde mir die Stelle der Marketing Direktorin angetragen. Ich entschied mich für die Aufgabe, die geschäftige, neun Angestellte zählende Marketingabteilung zu leiten. Nach Beendigung der 50-Jahr-Feiern gehörte ich nun als Direktorin der Marketingabteilung zum obersten Führungskreis der UMN und hatte Sitz und Stimme im Leadership-Team. Die UMN beschäftigte zu dieser Zeit ca. 1.200 Mitarbeiter*innen.

Beruflich Karriere bei der UMN zu machen, war bei der Ausreise nicht mein Ziel gewesen. Vom Beginn mit einem Kurzpraktikum über die ehrenamtliche Mitarbeit bis zum eigentlichen Einstieg bei UMN als Beraterin war die berufliche Seite mit meinem Status als MAP gut vereinbar.

In der Leitung der Arbeitsgruppe zur Vorbereitung der Jubiläumsfeierlichkeiten und besonders als Mitglied im Leadership-Team mit Projekt- und Personalverantwortung gewannen ich und meine Arbeit eine deutlich erhöhte Sichtbarkeit innerhalb der UMN und auch beim EED. Die arbeitsvertragliche Absicherung meiner Tätigkeit war mir dabei Bestätigung und Motiva-

tion zugleich.

Bestätigung und Anerkennung konnte ich jedoch vor allem aus der fachlich-inhaltlichen Ausrichtung meiner Arbeit gewinnen. Gern erinnere ich mich an das befriedigende Gefühl, die erfolgreiche internationale Spendenkampagne mitorganisiert und anschließend mitentschieden zu haben, wie die eingeworbenen Gelder für effiziente und sichtbare Unterstützungsmaßnahmen in Projekten der UMN eingesetzt wurden.

RÜCKKEHR NACH DEUTSCHLAND

Kurz vor unserer Rückkehr verstarb meine Schwieger-

mutter und unser Sohn wurde geboren. So zogen wir in Deutschland ankommend in ein Dorf im Kraichgau in die Wohnung meiner Schwiegermutter. Mein Mann arbeitete wieder in Offenbach, als Wochenendpendler kam er zu uns ins Kraichgau. Aufgrund meiner Beurlaubung für die Zeit im Ausland hatte ich nun nach der Rückkehr auch das Anrecht, in Elternzeit gehen zu können, anstatt meine frühere Tätigkeit wieder aufzunehmen. Gegen Ende der Elternzeit war mir jedoch klar, dass ich nicht mehr in die Welt einer großen Werbeagentur passte und so beendete ich dieses Arbeitsverhältnis. Während der Woche alleinerziehend mit zwei Kindern gelang es mir leider nicht, eine geregelte Anstellung bei einem der Betriebe in der Region zu finden – das war eine herbe Ernüchterung.

Um meine Chancen zu erhöhen, machte ich eine mehrmonatige Fortbildung im Bereich Desktop Publishing, um Marketingmaßnahmen und Werbestrategien nicht nur beraten, sondern auch ganz praktisch umsetzen zu können. Nun bot ich als Ein-Frau-Werbeagentur im lokalen Kontext meine Dienstleistungen, Pressearbeit, Werbekampagnen, Fahrzeugbeschriftungen, Corporate Design-Entwicklung an. Meine Kunden waren Handwerks- und Dienstleistungsbetriebe.

Viele Jahre nach der Rückkehr, im Sommer 2016, besuchte ich dann ein Seminar des AGdD-Förderungswerks zum beruflichen Wiedereinstieg. Im Nachgang des Seminars und mit neuem Selbstbewusstsein führten zwei Bewerbungen gleich zu zwei vielversprechenden Stellenangeboten.

Unsere Kinder sind inzwischen selbstständig geworden und mich hat es wieder in die Arbeitswelt mit Kolleg*innen gezogen. Ich habe meine freiberuflichen Jahre 2016 beendet und arbeite nun wieder fest angestellt im Bereich Printproduktion im Evangelischen Oberkirchenrat der Evangelischen Landeskirche in Baden.



Sigrun Graham
Dipl. Wirtschaftsingenieurin
2001 - 2005: Nepal, EED

© privat

Ein bekannt-unbekanntes Land als neue Heimat entdecken

Abschließen – öffnen – offen bleiben



© Zvika Binder

Limor, Romy, Lia, Noa und Christina Bermann-Harms sowie Dubi, der Bär vor ihrem Reihenhaus in Berlin.

Christina Bermann-Harms, 2008 - 2010: Israel/Palästina, ForumZFD
2013 - 2018: Israel/Palästina, EIRENE

1999, auf einer deutsch-israelisch-palästinensisch-schwedischen Jugendfreizeit lernte ich meine spätere Lebenspartnerin Limor kennen – wir waren Teamerinnen für die israelische und die deutsche Organisation. Dies war mein erstes tieferes Eintauchen in die Komplexität des Dreiecks Deutschland-Israel-Palästina. Dem folgten 16 Jahre im Kontext Israel und Palästina, davon acht als Mitarbeiterin des ZFD im Rahmen der Konflikttransformation und zur Unterstützung von palästinensischen und jüdischen Menschenrechtsverteidigerinnen – während Limor ihrer eigenen Karriere im Erziehungssektor folgte. Die Zeit verging wie im Fluge und heute sind wir eine deutsch-israelische Familie: zwei Mütter, drei Töchter im Alter von zehn, zehn und elf Jahren, ein Hund, etliche Katzen und Fische – feministisch und säkular; Großeltern, die den Holocaust überlebt haben und solche, die für Nazi-Deutschland in den Krieg gezogen sind oder die von der Verbannung der jüdischen Deutschen profitiert haben. Immer im Spannungsfeld zwischen deutscher, israelischer und palästinensischer Politik und Gesellschaft.

2018 fügten wir dem Abenteuerroman „Erkundung der verschiedenen Kontexte“ ein weiteres Kapitel zu: Ende März wurde mir eine Stelle in einer internationalen NGO in Berlin angeboten. Nach anfänglichem Bammel fassten wir uns ein Herz, sagten zu – und dann musste alles sehr schnell gehen. Bereits Ende April sollte ich meine neue Stelle antreten, während Limor und unsere Töchter noch bis Ende des Schuljahrs im Juli in Israel bleiben würden. Bei der Planung waren uns zwei Aspekte besonders wichtig: Zum einen, unsere Zeit in Israel abzuschließen

– ohne jedoch die Brücken abzubauen. Immerhin ist Israel Teil unserer Familienidentität. Und zum anderen, unsere Zeit in Deutschland mit den Kindern gut vorzubereiten, um ihnen eine gute Grundlage zu bauen für eine Integration in eine komplexe deutsche Gesellschaft, die sich selbst im Wandel befindet mit steigendem Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit.

AUF WIEDERSEHEN, ISRAEL

Ein bewusst geplantes Abschließen des Lebensabschnitts in Israel war uns wichtig, um Energien freizusetzen für neue Erfahrungen und Eindrücke: Wir

unterstützten unsere Töchter darin zu entscheiden, was wir mitnehmen wollten, was verkauft und was verschenkt oder sogar weggeschmissen werden konnte. Und wir suchten nach Methoden, um sich an Zeiten und Erlebnisse zu erinnern, die bald der Vergangenheit angehören würden.

Abschließen bedeutete für die Kinder auch, Abschied von Freund*innen und israelischer Großfamilie zu nehmen. Anfänglich wollten wir die Abschiedsphase so kurz wie möglich halten, doch relativ schnell stellte sich heraus, dass der Umzug die Kinder emotional und gedanklich so sehr beschäftigte, dass an eine „Geheimhaltung“ gar nicht zu denken war. Der angekündigte Abschied bewirkte dann bei manchen Freund*innen ein frühes Distanzieren – doch gleichzeitig intensivierte ein Großteil der Freund*innen die Freundschaften. Lia traf sich auch bewusst mit Kindern, die sie noch nicht kennen gelernt hatte, denn wenn sie den Kontakt nicht jetzt suchte, dann würde sie nach dem Umzug dazu keine Gelegenheit mehr haben – und sie wollte solche Chancen nicht verpassen.

Noa dagegen verbrachte jede freie Sekunde mit ihren drei besten Freundinnen, ohne die sie sich ein Leben kaum vorstellen konnte. Im letzten Monat schliefen die drei fast jede Nacht bei einer ihrer jeweiligen Freundinnen. Gekrönt wurde alles von Überraschungsfeiern, die ihre Freundinnen ausrichteten, sowie von der „offiziellen“ Abschiedsfeier, die Limor für sie organisierte. Darüber hinaus diskutierten sie, wie sie mit den Freund*innen in Kontakt bleiben könnten: Einige kündigten bereits ihre Besuche in Berlin an, andere beschlossen, täglich miteinander zu telefonieren, wieder andere setzten auf

unseren nächsten Urlaub in Israel. Damit erwiesen sich im Nachhinein die drei Monate des langsamen Abschiednehmens als hilfreich.

Unerwartet bekamen wir Unterstützung von einem Fernsehteam, das einen Dokumentarfilm drehen wollte über israelische Familien, die ins Ausland ziehen. Nach anfänglichen Bedenken, sahen wir in diesem Angebot die Möglichkeit, unseren Umzug für unsere Kinder noch einmal ganz anders dokumentieren zu können. Das Fernsehteam interviewte zwar auch uns und die israelischen Großeltern, doch im Mittelpunkt standen die Kinder. Diese bekamen je eine eigene Kamera und filmten sich selbst, sobald sie ihre Gefühle oder Gedanken zum Umzug aufzeichnen wollten (wir überprüften deren Aussagen auf „Unbedenklichkeit“ bevor das Fernsehteam sie zu sehen bekam). Die Kameras werden sie noch bis zum Frühjahr 2019 behalten. Damit haben wir die Gelegenheit, eine weitere bewusste Auseinandersetzung mit unseren Eindrücken und Gefühlen hinzuzufügen.

HALLO DEUTSCHLAND

Vor meinem Arbeitsbeginn flogen wir für eine Woche nach Berlin, um Eindrücke zu sammeln. Wir guckten uns gemeinsam verschiedene Wohnobjekte an und nahmen unsere Töchter mit in verschiedene Schulen. Als wir Ende Mai die Auskunft erhielten, dass unsere Favoritenschule uns tatsächlich aufgenommen hat, stellte dies eine enorme Erleichterung für die Kinder, aber auch für uns dar. Auch die gemeinschaftliche Wohnungssuche war ein wichtiger Schritt des Ankommens: Dank der konkreten Angebote konnten wir diskutieren, wie wessen Bedürfnisse und Wünsche aussehen, wie diese befriedigt werden könnten. Der Familienrat votierte daraufhin für ein bestimmtes Reihenhaus, in das wir Mitte Juli eingezogen sind.

Am Tag ihrer Ankunft rannten die Mädchen aufgeregt durch die neue Wohnung – begeistert, dass es bereits Matratzen mit Tiermotiv-Bettwäsche und Kleiderschränke gab. Zuerst wurden die in acht Koffern mitgebrachten Spielsachen, die Kuscheltiere und Anziehsachen eingeräumt. Endlich hatte jede ein eigenes Zimmer, das sie ganz nach ihrem Belieben einrichten konnte.

Romy war begierig darauf, ihr Deutsch zu erproben: egal, ob im Supermarkt oder in der Post – sie sprach Deutsch. Doch dann hörten ein paar Jugendliche sie reden und machten sich darüber lustig. Abends konnte sie dann nicht einschlafen: „Was ist, wenn ich keine Freundinnen finde, weil ich so schlecht Deutsch spreche?“ In diesem Zuge fielen ihr auch wieder die Kinderfilme ein, in der „die Neuen“ sich in einer neuen Klasse stets erst beweisen mussten, bevor sie akzeptiert wurden. Bei unserer elfjährigen Noa überlagerte ebenfalls die Sorge, dass ihr Deutsch nicht gut genug sein könnte, um in der Schule alles zu verstehen. Dies trieb sie so sehr um, dass sie verzweifelte, wenn sie bei der abendlichen Vorlesegeschichte nicht jedes Wort verstand.

Solche Probleme boten die Gelegenheit, unsere jeweiligen Erfahrungen auszutauschen – wann haben sich die

verschiedenen Familienmitglieder schon einmal alleine und ausgeschlossen gefühlt? Was haben sie gemacht? Was könnte man sonst noch machen? Und – aus unserer Sicht ganz wichtig – auch die Botschaft, dass nicht immer alles eitel Sonnenschein ist oder sein muss. Wir wachsen an Herausforderungen und sogar Fehlschlägen – und es ist völlig legitim Angst zu haben, sich Sorgen zu machen und getroffen zu sein, wenn andere über einen lachen.

Eine weitere wichtige Aufgabe bestand darin, ein soziales Netz in Berlin aufzubauen. Natürlich gehörten dazu langjährige Freund*innen und ehemalige sowie neue Kolleg*innen, aber bewusst haben wir auch den Kontakt zu in Berlin lebenden Israelis mit Kindern gesucht. Außerdem hatten wir eine Nachbarschaft ausgesucht, in der vornehmlich Familien mit jungen Kindern leben. Noa, Lia und Romy sind an sich sehr offene Mädchen, die normalerweise leicht Kontakt finden. In unserer Berliner Nachbarschaft leben zahlreiche Kinder, die zweisprachig aufwachsen. Doch unsere Mädchen waren zu schüchtern, diese Kinder selbst anzusprechen. Als wir aber die anderen Kinder zum Mitspielen einluden, waren unsere Töchter entsetzt – und wir erst einmal ratlos. Einige Tage später nahmen alle drei an einer eintägigen Freizeit für israelische Kinder teil – und unsere Töchter vergaßen sogar, sich von uns zu verabschieden, so begeistert waren sie und zogen mit der Gruppe von dannen. Auf die Frage, wo der Unterschied zwischen diesen und jenen Kindern sei, erklärten sie, dass es an der Sprache liege. Sie fühlten sich zu unwohl mit ihrem Deutsch, um ungezwungen und im Vertrauen auf eine positive Rückmeldung auf die Nachbarkinder in der Siedlung zuzugehen.

Auch interkulturelle Unterschiede fielen auf: In Israel galten unsere Töchter als relativ ruhig – hier gelten sie eher als laut und ernten von manch älterer Dame in der U-Bahn schon einmal einen unfreundlichen Kommentar. Dies führte zu der Frage, warum es denn andere störe, wenn Kinder sich die Zeit vertrieben und durch Tanzen und Singen der Langeweile einer Busfahrt begegneten. Und Erstaunen herrscht bezüglich der Widersprüche, die sich in der deutschen, wie jeder anderen Kultur auch, finden: „Warum steht in der U-Bahn, dass es verboten ist, Speisen und Getränke zu verzehren – aber am Nachmittag trinken dort ganz viele Bier?“ „Warum muss man manchmal sein Busticket vorzeigen und manchmal nicht?“ Solche Fragen verweisen auf die Vorteile des Perspektivwechsels, den ein Umzug von einem Kontext in den anderen ermöglicht. Zum Teil wird dieser sich verlieren, je mehr wir Teil der deutschen Gesellschaft werden. Zum Teil wird es uns hoffentlich erhalten bleiben, denn Fragen wie diese erhalten die Neugierde und die Kritikfähigkeit an vermeintlichen Normalitäten. Möge uns – in diesem Sinne – die Spannung und Dynamik zwischen Innen und Außen, Dazugehören und Anders-Sein erhalten bleiben.

Die nächsten beiden Abenteuer stehen schon an: Schulanfang und die Suche nach einer neuen Arbeit für Limor.



Helmut Bendsen (re.)
mit „erweiterter“ Familie

Blick zurück ganz ohne Zorn

Ein erfülltes MAP-Leben mit Höhen und Tiefen

Bereits im Jahr 1991 fing meine Karriere als Mitausreisender Partner (MAP) an und sie sollte sich bis zur Pensionierung meiner Frau Hannelore hinziehen. Fast 25 Jahre war ich so als MAP unterwegs – aus heutiger GIZ-Sicht eine unvorstellbar lange Zeit. Nachahmer kann es wohl nicht geben. Und so werde ich sicher als Dinosaurier unter den MAPs in die Geschichte eingehen.

WIE KAM ES DAZU?

Ich habe das Vermessungswesen von der Pike auf gelernt. Nach meiner Zeit als Referendar war ich für den Höheren Technischen Verwaltungsdienst befähigt. Eine solide Beamtenlaufbahn schien sich anzubahnen. Wir entschieden uns aber für die Entwicklungszusammenarbeit und fanden beide eine Anstellung in Botswana als Experten der UN-Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation FAO. Dort arbeiteten wir zehn Jahre für wechselnde Arbeitgeber, heirateten und bekamen zwei Kinder. Als unsere Tochter ins Vorschulalter kam, entschieden wir uns zurück nach Deutschland zu gehen. Wir kauften ein Haus, doch nach einiger Zeit zog es uns wieder in die Ferne und wir bewarben uns beim damaligen DED. Bei einer Auswahltagung bot man Hannelore eine Stelle in der Dominikanischen Republik und mir eine im Jemen an. Doch wir wollten als Familie unbedingt zusammenbleiben und so gaben wir der Dominikanischen Republik den Vorzug. Das war meine Geburtsstunde als MAP.

ALS FAMILIE NACH MITTELAMERIKA

Im April 1991 reisten wir als Familie gut vorbereitet in die Dominikanische Republik aus. Anfangs bestand

meine Aufgabe darin, Haus und Garten auf Vordermann zu bringen. Viele helfende Hände boten sich an, bevor ich mich versah, hatten wir zwei Haushaltshilfen sowie einen Gärtner. Wo war da noch Platz für mich? Unser dreijähriger Sohn gab mir eine gewisse „Daseinsberechtigung“, brauchte er mich doch regelmäßig. Aber in einem Land wie der Dominikanischen Republik, wo der Machismo so manchem Mann aus den Augen lacht, fühlte ich mich hin und wieder als bemitleidenswerter Sonderling. Verbale Spitzen gingen allerdings an mir vorbei, da mein Spanisch recht bescheiden war. Hannelores Aufgabe bestand darin, mittels digitaler Satellitenbilddauswertung eine Vegetationskarte für das gesamte Land herzustellen. Bis die dazu notwendige Soft- und Hardware angeschafft werden konnte, verging eine geraume Zeit. Unser Sohn wurde unabhängiger von mir und ich konnte mich auch als unbezahlter Mitarbeiter bei der „Behörde für die Bestandsaufnahme natürlicher Ressourcen“ einbringen. Dank meiner Ausbildung als Geodät hatte ich großen Spaß daran mit komplexen Geoinformationssystemen zu arbeiten. Als MAP stellte ich „maps“ her. Durch das Jobsharing, das auch im Ministerium wertgeschätzt wurde, konnten wir unsere Arbeitszeiten etwas flexibler gestalten. Ein großer Vorteil für uns als Familie.

MITAUSGEREIST NACH BOTSWANA

Nach einer über einjährigen Auszeit in Deutschland nahmen wir wieder Kontakt zum DED auf. Hannelore bekam eine Stelle am Okavango Forschungszentrum der Universität Botswanas.

Als MAP in Botswana musste ich eine ganz andere Rolle spielen. An ein Jobsharing, wie in der Dominikani-

schen Republik, war nicht zu denken, da in Hannelores Kollegenkreis die Furcht umging, ich könnte mich als unliebsamer Konkurrent entpuppen. Von zuhause aus unterstützte ich sie bei der Buchführung, las Korrektur für viele Veröffentlichungen und war bei Dienstfahrten ihr Fahrer und Mechaniker.

Da die Schulmöglichkeiten vor Ort nicht dem europäischen Niveau entsprachen, beteiligten wir uns an einer von Eltern initiierten und betriebenen Schule. Wir funktionierten ein altes Hühnerhaus auf unserem Grundstück zur Schule um. Neun Schüler aus unterschiedlichen Altersstufen wurden von internationalen Lehrern unterrichtet. Zum Konzept unserer Schule gehörte, dass neben der akademischen Ausbildung auch Wert auf die Stärkung der sozialen Kompetenz der Schüler gelegt wurde. Für mich gab es an unserer „Chickenhouse School“ immer genug zu tun. Dabei ging es meistens um logistische oder organisatorische Dinge. Für unsere Kinder waren das die schönsten Schuljahre.

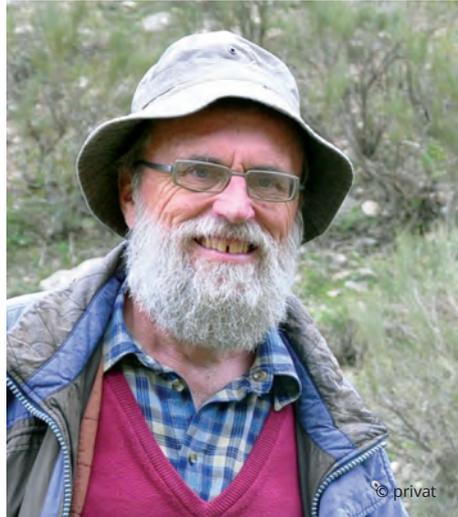
Nach mehr als sieben Jahren kehrten wir wieder nach Deutschland zurück. Unsere Tochter studierte inzwischen und unser Sohn hatte gerade sein Abitur in Windhuk, wo die nächstgelegene weiterführende Schule lag, abgelegt.

ZU ZWEIT NACH USBEKISTAN

2009 sollte es dann mit dem DED nach Madagaskar gehen, diesmal ohne Kinder. Die Koffer waren gepackt und die Vorbereitung abgeschlossen. Eine Woche vor Ausreise verhinderte ein Umsturz den geplanten Einsatz. Stattdessen ging es nach Usbekistan. Eine völlig neue Herausforderung. Hannelores Aufgabenbereich war die Unterstützung einer Bergbauerninitiative zur Entwicklung von ländlichem Tourismus. Wir waren die einzigen Ausländer in dem kleinen, abgelegenen Gebirgsdorf. Zuhause war ich nicht ausgelastet und so arbeitete ich vom ersten Tag an im Team der NGO mit. Die usbekischen Partner waren froh über die zusätzliche Unterstützung. Ich kartierte Wanderrouen, stellte Karten her und war an der Veröffentlichung von Broschüren beteiligt. Die Lebensbedingungen in Usbekistan waren nicht einfach und forderten mein handwerkliches Geschick heraus. Trotzdem waren es für uns wunderschöne Jahre. Wir waren mit unserer Arbeit sehr erfolgreich und anerkannt und wir lernten von den Usbeken, was wahre Gastfreundschaft heißt und wie wichtig Familienzusammenhalt sein kann.

RESÜMEE

Während der vielen Jahre als MAP spielte der Kontakt zum Mutterhaus und Landesbüro der Entsendeorganisation immer eine wichtige Rolle. Dabei erledigte ich, durch meine Ausbildung prädestiniert, praktisch alle administrativen und finanztechnischen Aufgaben. So konnte sich meine Frau auf die eigentlichen Projektaufgaben konzentrieren. Und in den Jahren als Hannelore Interessenvertreterin der EH gegenüber DED und GIZ war, gab es so manchen Disput, bei dem meine Kenntnisse des Regelwerks gefragt waren.



Helmut Bendsen
Dipl. Ing. Vermessungswesen

1991 - 1998: Dominikanische Republik, DED
2000 - 2007: Botswana, DED
2009 - 2016: Usbekistan DED/GIZ

Die Integration und Wertschätzung der MAPs nahm zusehends ab. Anfangs erhielt ich einen Unterhaltszuschuss von 50 Prozent, der später auf 20 Prozent reduziert wurde. In den ersten Jahren nahm ich wie selbstverständlich an vielen DED Veranstaltungen teil. Später konnte ich nur auf eigene Kosten an Weihnachtsfeiern teilnehmen. Und nach der Fusion zur GIZ hatte ich so manches Mal das Gefühl, wie ein überholtes Relikt behandelt zu werden. Sonderregelungen, die den Entwicklungsdienst betrafen, waren der Administration anfangs weitgehend unbekannt und deren Einhaltung musste eingefordert werden.

Seit fast zwei Jahren genießen wir unser Rentnerdasein. Böse Zungen sagen, dass ich schon vor 27 Jahren in den Vorruhestand gegangen bin. Ich hingegen behaupte, ich hatte ein erfülltes MAP Leben, allerdings mit Höhen und Tiefen. Was bleibt, sind die vielen Kontakte zu unseren drei Gastländern und die vielen Freundschaften zu Entwicklungshelfer*innen. Als Familie konnten wir viele glückliche Jahre im Ausland verbringen und unsere Kinder sind dabei dreisprachig aufgewachsen. Der größte Nachteil für mich ist die Altersversorgung. Meine Altersrente liegt bei unter 100 Euro im Monat und krankenversichert bin ich als Familienangehöriger. Als Ex-MAP bleibe ich somit finanziell ein abhängiges „Anhängsel“ meiner geliebten Frau.

Unser Lebensweg, den wir bewusst eingeschlagen haben, wird in Zukunft bei der GIZ nicht mehr möglich sein – und das finde ich sehr schade.



In Südafrika engagierte sich **Elvira Herschel-Kummer** ehrenamtlich in der Hortbetreuung für Schulkinder

Den roten Faden gefunden

Auf der Suche nach Identität und Perspektive

Warum ich über meine Erfahrungen als MAP schreibe? Das hat mehrere Gründe: Zum einen werde ich oft gefragt, wofür MAP eigentlich steht. Auch Fachkräften in der Entwicklungszusammenarbeit scheint dieser Begriff nicht immer geläufig zu sein. Zum anderen hat die Zeit als MAP mein Leben und das meines Mannes nachhaltig verändert und spannend gemacht. Ich bin mit ausge-reist, also eine Mit-Ausgereiste Partnerin.

Als mein Mann einen Entwicklungshelfervertrag des EED/Brot für die Welt für Südafrika erhalten hatte und wir unsere Koffer packten, war für mich eines klar: Persönliche und soziale Kompetenz sowie Anpassungs-fähigkeit und Flexibilität sollten solide Grundlagen für ein Leben als mitausreisende Partnerin sein. Auch mein Kompetenzprofil als Krankenschwester hielt ich für einen Schlüsselfaktor, um meine Rolle als MAP zu finden. In der offiziellen und der mir ungewohnten Rolle als „Frau von Entwicklungshelfer Ulrich Kummer“ – so lautete die Bezeichnung im Reisedokument – reiste ich gemeinsam mit meinem Mann in das oft als Regenbogen-nation bezeichnete Südafrika. Nach dem Motto: „Alles wird gut.“ stellte ich mich mit Freude und Motivation der Herausforderung, unter den weniger Privilegierten in Kapstadts Townships zu leben und zu arbeiten. Irgend-eine Aufgabe würde ich im Projekt oder darüber hinaus schon finden.

HERAUSFORDERUNGEN

Was das im Alltag hieß? Zuerst einmal stand ich vor Herausforderungen in Gestalt von Umbaumaßnahmen unseres Hauses. Es dauerte, bis wir unser Umzugsgut auspacken und uns eine angenehme Wohnsituation

schaffen konnten. Mein Mann arbeitete im Projekt und ich versuchte unseren Alltag mit all seinen neuen Struk-turen zu meistern.

Als direkte Nachbarn waren wir oft in der Rolle der „Ersatzeltern“ sowohl für deutsche Jugendliche aus dem Weltwärts-Programm als auch für internationale Studie-rende, die fest in die Organisation integriert waren. Mir ist ziemlich gut in Erinnerung, wie in manchen Situa-tionen wohlgemeinte (Sicherheits-)Ratschläge frontal auf jugendliche Vorstellungen aus einem europäischen Setting trafen. Als mitausgereiste Partnerin gehörte ich offiziell nicht zum Mitarbeiterstab der Organisation, übernahm aber Verantwortung für jugendliche Krisen aller Art.

Zu den alltäglichen Herausforderungen zählte auch die uns übertragene Verantwortung für einen Hund, eine Katze und 17 trächtige Ziegen, die sich bald zu einer Herde von 34 vermehrten. Es sollte der Beginn einer bleibenden Tierliebe sein. Nach dem Motto „do it yourself“ erlernte ich das Gärtnern auf sandigem Boden unter afrikanischer Sonne und entdeckte meine Vorliebe für die Selbstversorgung aus dem eigenen Garten. Keine Frage, Herausforderungen gab es für mich unzählige – darunter auch solche, an die ich gar nicht gern zurückdenke: von einem Überfall mit Messerstich am Strand und vielen Arztbesuchen über fast tägliche Feuer hinter unserem Haus bis zu Einbrüchen und unruhigen Nächten.

DIE FRAGE NACH DER EIGENEN IDENTITÄT

Während ich anfangs vor allem mit Alltagsverrichtungen und der Anpassung an ein völlig anderes und ungewohn-

tes Leben beschäftigt war, wuchs mit der Zeit in mir der Wunsch, einem eigenen roten Faden zu folgen. Ich wollte mich nicht verlieren, sondern einer Tätigkeit nachgehen, die mir eine eigene Identität gab.

Als ich gefragt wurde, ob ich mich im Rahmen „unseres“ Projektes in der Hortbetreuung für Schulkinder engagieren wolle, sagte ich sofort zu. Es machte mir Freude, mich auf Themen wie gesunde Ernährung und Lebensweise vorzubereiten und mit den Kindern gemeinsam zu diskutieren.

Später nahm ich die Gelegenheit wahr, meine englischen Sprachkenntnisse zu erweitern und besuchte eine Language School, was der EED/BfdW auch finanziell unterstützte. In dieser Zeit entwickelten sich dann auch eigene Freundschaften mit eigenen Unternehmungen – Beziehungen, die bis heute lebendig sind. Ich spürte, wie ich begann „etwas nachzuarbeiten“ und an einer eigenen Identität zu feilen.

WENN NICHT JETZT, WANN DANN?

Die größte Herausforderung war dann die Entscheidung, von Südafrika aus ein berufsbegleitendes Hochschulstudium „Medizinmanagement“ in Magdeburg aufzunehmen. Den lang gehegten Wunsch des Studierens hatte ich mir in Bad Honnef in einem Vorbereitungskurs für MAPs notiert. Sollte diese Chance der beruflichen Weiterentwicklung nun wahr werden?

Mein Mann unterstützte mich in dieser Phase der Entscheidungsfindung und motivierte mich, diesem roten Faden in meinem Leben zu folgen. Aber wie sollte ich ganz praktisch diese Herausforderung meistern? Meine Berufserfahrungen lagen in der Praxis und (noch) nicht im Schreiben von wissenschaftlichen Arbeiten und Projekten.

LEBEN ZWISCHEN ZWEI WELTEN

Die Hochschule warb auf ihrer Homepage für ihre Studiengänge mit dem Slogan „Kommt von Südafrika mit dem Flugzeug zu den Vorlesungen.“ Ja, das tat ich. Ich kam zu den Präsenzphasen und Prüfungen regelmäßig nach Deutschland und konnte so in den noch verbleibenden zwei Jahren unseres Aufenthaltes in Südafrika auch meine Familie und Freunde regelmäßig sehen. Den überwiegenden Teil der Vorlesungen verfolgte ich aber via Skype, denn die Hochschule hatte wegen mir eine Kamera angeschafft. Und plötzlich war es selbstverständlich, dass sich mein Zeitmanagement zugunsten des Studiums veränderte. Ich war dabei, mir eine eigene zukunftsorientierte Struktur zu schaffen.

ZURÜCK IN DEUTSCHLAND

Zwei Jahre später war ich glückliche Hochschulabsolventin. Anfangs plante ich, beruflich in die Flüchtlingsarbeit einzusteigen, denn dazu fühlte ich mich mit meiner Bandbreite an internationaler Erfahrung gut gerüstet. Zudem hatte ich mich in meiner Bachelorarbeit mit der Thematik der Gesundheitsversorgung von behinderten Flüchtlingskindern in Deutschland auseinandergesetzt.

Es sollte aber ganz anders kommen: Ich hatte Kontakt mit der AGdD aufgenommen, um Hilfe und Beratung zum Bewerbungsprozess zu bekommen. Dabei richtete sich mein Fokus auf Medizinbetriebe, da ich ja durch das Studium meine Kompetenzen als Krankenschwester erweitert hatte. Die erste Bewerbung mit Unterstützung und wirklich netter, kompetenter Begleitung der AGdD verlief so, dass ich sofort eingestellt wurde und bis heute in einem Krankenhaus der Maximalversorgung unbefristet in der Pflegedirektion tätig bin. Hier bin ich unter anderem verantwortlich für Praktikanten und FSJler – und immer häufiger sind dies Menschen mit Migrationshintergrund. Der rote Faden in meinem Leben geht weiter. Das freut mich wirklich sehr.



© privat
Elvira Herschel-Kummer
2009 - 2013: Südafrika, EED/BfdW

MAP-INTERESSEN VERTRETEN

Mitreisende Partner*innen spielen bekanntermaßen eine entscheidende Rolle für den Erfolg von Entsendungen. Trotzdem stehen die meisten von ihnen letztlich ganz allein vor der Tatsache, dass von ihnen vorübergehend eine enorme Verzichtleistung erwartet wird: allem voran auf eine eigene Identität oder eigene berufliche Karriere. Meines Erachtens sollte aus der bisherigen „Fachkraft-Entsendeorganisation-Beziehung“ ein Beziehungsdreieck entstehen, das die mitreisenden Partner*innen von Anfang an und nach Rückkehr mit einbezieht, um auch deren Interessen besser zu berücksichtigen und deren große Leistung besser zu wertschätzen.

Seit unserer Rückkehr bin ich nun gewähltes und aktives Mitglied im Rückkehrer*innen-Ausschuss (RKA) von Brot für die Welt, der sich mit den Belangen von Fachkräften und Rückkehrenden beschäftigt. Hier kann ich neu geschlossene Freundschaften pflegen, mich engagieren und mit Gleichgesinnten austauschen und darüber hinaus den MAPs eine Stimme geben.

*Über die Arbeit im Rückkehrer*innen Ausschuss von Brot für die Welt berichten Angela Grünert und Susanne Blochberger in transfer 01/2017.
www.agdd.de/transfer*

UNSERE BERATUNG ZUR BERUFLICHEN ORIENTIERUNG ...

... können Sie schon während des Entwicklungsdienstes nutzen. Stellen Sie Ihre Beratungsanfrage unter www.agdd.de/beratung oder schreiben Sie uns eine E-Mail an info@agdd.de.

Interview:

Selbstbewusst mit der Zeit im Ausland umgehen



©Melanie Köcher

Dr. Ute Ohme ist Musikwissenschaftlerin und systemische Coach. Mehrfach hat sie über längere Zeiträume im Ausland gelebt und gearbeitet und zwar in Nepal, Simbabwe, der Türkei und Südafrika. Bereits während ihrer Auslandszeit hat sie sich für die Belange „Mitreisender“ engagiert. Heute arbeitet sie in Berlin als Coach mit den Schwerpunktthemen Internationale Mobilität und Berufswegplanung.

www.ohme-counseling.com
www.karriere-mobil.de

- **Frau Ohme, Sie sind gemeinsam mit Ihrem Mann, der für das BMZ arbeitet, mehrfach ins Ausland gegangen. Was waren für Sie in diesem Zusammenhang die größten Herausforderungen?**

Nun, es gab natürlich diverse Herausforderungen, die erste liegt ja schon darin, überhaupt die Entscheidung für die Ausreise zu treffen. Dies sind natürlich auch partnerschaftliche oder familiäre Kontexte. Aber es ist schon wichtig, dass man eben nicht nur einfach „mitgeht“, sondern für sich selbst eine eigene aktive Entscheidung trifft. Eine nächste Herausforderung liegt in den vielen praktischen Fragen bei der Aufgabe des alten Standorts und dem Aufbau des neuen. Eine Ausreise ist ja mehr als ein Umzug. Es geht um Abschied, um den Aufbau neuer Kontakte, eventuell um eine neue Sprache, die es zu lernen gilt, überhaupt das Zurechtfinden in einem neuen Land und einer neuen Kultur. Dann trägt man auch familiäre Verantwortung, wenn man mit Kindern reist. Und schließlich geht es vor der Rückkehr wieder um Abschiede.

In meinen Augen ist es wichtig zu sehen und zu akzeptieren, dass es in diesem gesamten Prozess wirklich verschiedene Phasen gibt. Nach einer ersten Begeisterung kann es immer wieder einmal belastende Zeiten geben, die man nur mit einer gehörigen Portion Frustrationstoleranz überwindet.

Eine große Herausforderung bestand für mich auch darin, immer wieder aufs Neue meinen Platz zu finden. Während der Partner oder die Partnerin ja eine bestimmte definierte Aufgabe hat, ist es für die Mitreisenden häufig nicht gleich klar, wie sich das Leben gestaltet. Sich darauf einzulassen erfordert Mut, Offenheit und viel Energie. Wenn das dann gelingt, eröffnen sich natürlich auch besondere Chancen. Viele Mitreisende halten ja beispielsweise Bekanntschaften oder Freundschaften aus verschiedenen Ländern lange aufrecht.

- **Welche Rolle haben Sie denn während der Auslandszeiten eingenommen?**

Es gab nicht nur eine Rolle, sondern mehrere – davon waren einige bewusst gewählt, andere haben sich ergeben oder wurden von außen an mich herangetragen. Zum einen war ich natürlich Mutter von Kindern im Ausland, also von Kindern, die ebenfalls pro Posten zwei Wechsel zu verkräften hatten. Dann war ich Familienmanagerin mit vielen praktischen Aufgaben – verwalterischen Fragen, Versicherungsfragen und ähnlichem. Für mich war es auch immer sehr wichtig, als Mitreisende meine eigene Rolle finden und aufbauen zu können: So habe ich als Musikwissenschaftlerin natürlich schon im ersten mehrjährigen Aufenthalt in Simbabwe den Kontakt zur Kultur gesucht und damit auch zu vielen spannenden Menschen. Als Dozentin und Organisatorin von Musikprojekten war ich eine Art Kulturmittlerin. Ähnliches gelang mir später in der Türkei und in Südafrika. Und natürlich war ich immer Partnerin und damit auch Unterstützerin. Das ist eine Rolle, die sich im Laufe der Zeit etwas verändert hat. Früher wurde von entsendenden Organisationen noch mehr erwartet, dass man den Partner unterstützt, damit dessen Aufgabe im Ausland gut gelingt: Man wurde eher wie eine Einheit betrachtet. Hier hat ein Wandel eingesetzt. Heute ist es eher akzeptiert und sogar erwünscht, dass man seine eigenen Wege und Interessen verfolgt.

- **Was haben Sie sich in beruflicher Hinsicht aufbauen können?**

Ich habe mir im Ausland immer sehr aktiv Projekte gesucht oder selbst organisiert, zunächst – wie erwähnt – als Musikwissenschaftlerin und dann in der Erwachsenenbildung. Das waren in der Regel unentgeltliche Tätigkeiten, aber eben in meinen Berufsfeldern. Dadurch habe ich Einblicke erhalten, für die ich sehr dankbar bin. Dass ich mir in dieser Zeit – im üblichen Karrieresinne – etwas habe aufbauen können, kann ich allerdings nicht sagen. Dazu gab es in meinem Fall einfach zu viele Wechsel, auch innerdeutsche. Ich habe es aber später geschafft, die verschiedenen Aspekte meiner Berufstätigkeiten und Lebenserfahrungen zu einem stimmigen Bild mit einem roten Faden zusammenzufügen und mir – unter anderem durch verschiedene Arten der Weiterbildung – einen neuen Beruf zu erarbeiten.

- **Was können Sie den Partner*innen von rückkehrenden Fachkräften bezüglich ihres beruflichen Wiedereinstiegs raten?**

Vor allem möchte ich dazu ermuntern, immer selbstbewusst mit der eigenen Geschichte, der Berufsbiografie und der Zeit im Ausland umzugehen, in der wir sehr viel lernen und wertvolle Erfahrungen machen. Es ist gut, diese Kompetenzen zu reflektieren, sich ihrer bewusst zu werden und sie zu nutzen.

Dann rate ich, sich nicht erst nach Rückkehr mit der Frage der Berufstätigkeit auseinanderzusetzen. Es ist besser am Ball zu bleiben und die Berufstätigkeit, wenn sie einem wichtig ist, aktiv zu verfolgen. Dabei muss es überhaupt nicht um eine formale Anstellung gehen, denn die ist ja häufig nicht so einfach möglich. Man kann auch auf andere Weise aktiv bleiben.

- **Wie sind Sie denn mit den „Lücken“ im Lebenslauf umgegangen?**

Im Grunde gibt es ja eigentlich keine Lücken im Lebenslauf. Es handelt sich vielmehr um Zeiträume, in denen wir nicht „formal“ gearbeitet haben. Es ist sinnvoll anzugeben, dass man im Ausland war, und zu beschreiben, was man dort gemacht hat.

Ich selbst bin kreativ damit umgegangen und habe eine andere Struktur als die übliche in meinem CV vorgenommen: Ich habe meinen Lebenslauf nach meinem jeweiligen Wohnort und der Dauer des Aufenthaltes aufgebaut, auch bei meinen Zeiten in Deutschland. Darunter habe ich dann meine Tätigkeiten aufgelistet und nicht zwischen formaler Anstellung und selbstorganisierten unbezahlten Projekten unterschieden.

- **Wie wichtig sind in Ihren Augen Vor- und Nachbereitung für mitausreisende Partner*innen?**

Das ist ein sehr wichtiges Thema! Und ich halte es für erforderlich, dass entsprechende Angebote wirklich auf die spezifische Situation der Mitreisenden eingehen. Sie sollten beispielsweise die Möglichkeiten der Partner*innen und vor allem sehr konkrete Informationen für die Berufstätigkeit umfassen.

Solche Angebote dürfen allerdings nicht nur auf Vor- und Nachbereitung beschränkt werden, sie sollten kontinuierlicher konzipiert sein. Viele Fragen stellen sich erst, wenn man seinen neuen Standort und dessen Möglichkeiten und Einschränkungen kennengelernt hat.

Ich habe während meines Aufenthalts in Südafrika begonnen, zusammen mit einer Kollegin vor Ort Workshops für Mitreisende zu organisieren – mit sehr positiver Resonanz. Sich mit Gleichgesinnten gezielt auszutauschen und von den Erfahrungen anderer zu profitieren, ist gerade während des Aufenthalts wichtig. Weiterhin halte ich es für hilfreich, die Rückkehr schon vor Ort vorzubereiten, denn dieser Schritt wird nicht selten auch von Mitreisenden unterschätzt. Deshalb spreche ich nicht gerne von „mitausreisenden“ Partner*innen, sondern von Mitreisenden. Den Begriff der MAPs finde ich mittlerweile etwas unpassend, denn der Prozess der internationalen Mobilität ist komplexer als nur eine „Ausreise“.

- **Sie beraten und coachen heute Menschen, die international mobil sind. So haben Sie in Berlin ein Projekt zur Förderung der beruflichen Integration oder Re-Integration von Rückkehrenden aus dem Ausland angeboten. Worum ging es dabei?**

Es handelte sich um eine Workshop-Reihe für Rückkehrer*innen und für Mitreisende, die erstmals nach Berlin kamen. Es ging sowohl um Rückschau und Aufarbeitung, als auch um den Blick in die Zukunft und die Arbeit am individuellen Re-Integrationsplan oder Integrationsplan. Wir haben uns beispielsweise mit der Fragmentierung der Berufsbiografie beschäftigt und ganz positiv die Chancen des Neuanfangs diskutiert.

Für die Teilnehmenden war es sehr wichtig, ein Forum zu haben, in dem sie ihre spezifische Situation thematisieren konnten, beispielsweise die große Flexibilität, die sie aufbringen, oder dass sie oft sehr bunte und für Arbeitgeber schwer nachvollziehbare Lebensläufe haben.

Bei diesen Workshops wurde deutlich, wie wichtig das Thema „Beruf“ ist: Immer wieder wurde die finanzielle Abhängigkeit, die sich ohne eigene Erwerbstätigkeit einstellt, als große Belastung angesprochen.

Einige wollten auch gar nicht das Konzept des „Mit-Reisens“ verfolgen. Sie verstanden sich vielmehr als DCC, als Dual Career Couple. Heute üben in der Regel beide Partner einer Beziehung einen Beruf aus, und das endet ja nicht unbedingt durch internationale Mobilität.

Im Rahmen dieses Projektes ist dann ein Internetportal www.karriere-mobil.de entstanden mit einer ganzen Reihe von Beiträgen zum Thema „Mitreisen und Beruf“.

- **Sie wirken bei den AGdD-Austauschforen für mitausreisende Partner*innen mit. Um welche Themen geht es in diesen Foren?**

Es geht darum, einen geschützten Raum anzubieten, in dem sensible Themen ausgesprochen werden können. Wir ermöglichen, ähnlich wie in meinem Berliner Projekt, einen Blick auf die vergangene Lebenssituation, den Übergang, die aktuelle Situation und die Perspektiven. Auch praktische Themen kommen vor, wie etwa Methoden zur Kompetenzanalyse. Besonders schön finde ich, dass die Teilnehmer*innen untereinander so viel von ihren Erfahrungen profitieren, sich gegenseitig fragen und intensiv austauschen. Von einigen haben wir gehört, dass sie sich ein solches Forum schon früher nach der Rückkehr oder Einreise gewünscht hätten.

- **Was wäre an Unterstützungsangeboten erforderlich, um berufliche Auslandsaufenthalte für Paare und Familien attraktiv zu machen?**

Ich sehe mit Freude, dass einige entsendende Organisationen inzwischen der Situation der Mitreisenden mehr Beachtung schenken und entsprechende Angebote entwickeln. Das gilt auch für viele entsendende Firmen, die erkannt haben, dass eine mögliche Unzufriedenheit der Mitreisenden die Entsendung gefährden kann und dass die Bereitschaft sinkt, ins Ausland zu gehen, wenn die Partner*innen ihre Karriere nicht unterbrechen möchten.

Ich wünsche mir aber, dass die Situation der Mitreisenden oder besser der DCCs und der Familien einschließlich der Kinder noch stärker thematisiert wird. Gefragt ist mehr Kontinuität, um den ganzen Prozess zu begleiten – etwa in Form von Coaching-Angeboten während der Auslandszeit oder eines Heimaturlaubs oder in Form internetbasierter Workshop-Formate, die man aus dem Ausland nutzen kann. Hier geht es durchaus um Sachthemen wie etwa den Umgang mit Ansprüchen aus der Arbeitslosenversicherung oder was bei Online-Tätigkeiten zu beachten ist.

Und nicht zuletzt wären das ja nicht nur Angebote zur Unterstützung, auf diese Weise würde auch eine deutlichere Wertschätzung den Mitreisenden gegenüber zum Ausdruck gebracht.

- **Wir danken für das Gespräch, Frau Ohme.**

Interview:
Dieter Kroppenberg

AUSTAUSCHFORUM FÜR MITGEREISTE PARTNER*INNEN

Die AGdD bietet auch 2019 wieder ein Austauschforum für mitgereiste und mitzurückgekehrte Partner*innen an, die sich beruflich und persönlich orientieren möchten. In einer kleinen Gruppe können Sie Ihre Situation reflektieren und sich über Ihre besonderen Ressourcen und Chancen austauschen. Das Forum kann zweisprachig (De/En) angeboten werden.

Weitere Infos unter www.agdd.de/seminare

Keine einfache Zeit in Bolivien

Eine junge Familie im Entwicklungsdienst

Die Atemluft wird knapp auf fast 4000 Meter Höhe. Für mich – im fünften Monat schwanger – dauert die Anpassung doch etwas länger als für andere. Jede Bewegung fühlt sich an wie Hochleistungssport und nicht jede Anstrengung ist machbar: Die Treppe mit 20 Stufen innerhalb unseres Hauses zu steigen, um in den Garten- genuss zu kommen, wird zur Herausforderung.

ANPASSUNG UNTERSCHÄTZT

Der Start war doch um einiges anstrengender als gedacht. Und wir waren wohl auch etwas zu optimistisch, ja fast naiv, was unsere Einschätzung der Eingewöhnungsprobleme anging. Andererseits: Es ist nicht möglich vor auszusehen, wie sich die Höhe auf Menschen genau auswirkt und wie lange die Anpassung dauert – erst recht in Verbindung mit einer Schwangerschaft. Wir haben auch nicht darüber nachgedacht, was es genau bedeutet, als junge Familie „im Entwicklungsdienst“ zu sein: Mein Partner hatte eine Vollzeitstelle mit den in Bolivien üblichen Arbeitszeiten. Lediglich zur Geburt gestattete man ihm einen „Vaterschaftsurlaub“ von zwei Tagen. Ansonsten umfasste die Arbeitswoche sechs Tage von montags bis samstags: davon drei Tage bis 21 und drei bis 18 Uhr. Der Weg zur Arbeit dauerte

je nach Verkehr und Transportarbeiterstreiklage ein bis zwei Stunden. Mein Mann ging also morgens gegen 7:30 Uhr aus dem Haus und kam abends gegen 20 oder 22:30 Uhr wieder.

UNSER WEG NACH BOLIVIEN

Wir wollten raus in die Welt, etwas Sinnvolles machen. Wir informierten uns über verschiedene sehr spannende EZ-Projekte und nahmen an Kursen und Workshops teil. Wir bewarben uns beide auf verschiedene Projekte im Ausland. Ich bin Diplom-Erziehungswissenschaftlerin mit den Schwerpunkten Sozialpädagogik und Kunsttherapie und Zusatzqualifikationen und jahrelanger Erfahrung im Bereich Gewalt gegen Frauen und Krisenintervention. Mein Ehemann hat viel Verschiedenes parallel in seinem

Leben gemacht. Unter anderem ist er Friedensfachkraft und sein Einsatz in einem Projekt des Zivilen Friedensdienstes brachte uns letztlich nach Bolivien.

Ich komme ursprünglich aus Chile. Das Nachbarland Bolivien fand ich schon immer faszinierend. Es gibt ebenso viele Unterschiede wie Ähnlichkeiten zwischen den beiden Ländern. Viele Dinge waren völlig neu, aber einiges war mir vertraut. Und als Spanisch-Muttersprachlerin konnte ich mich sofort und problemlos in La Paz verständigen.

DIE JAHRE FLOGEN DAHIN

Mein Mann arbeitete in El Alto als Friedensfachkraft in verschiedenen Schulprojekten zweier Stadtviertel. El Alto ist eine noch recht junge Stadt 500 Höhenmeter oberhalb von La Paz. Sie ist aus wachsenden Armenvierteln rund um den Flughafen und der Hauptstadt vorgelagerten Industriegebieten entstanden. Wie zusammengewürfelt und wild wuchernd wächst El Alto vor allem durch Inlandsmigration: Armutsmigrant*innen, vertriebene Bäuerinnen und Bauern, Indigene, Klimaflüchtlinge oder „einfach nur“ Menschen auf der Suche nach besseren Arbeits- und Lebensbedingungen – das sind die Bewohner*innen von El Alto mit seinem hohen Konfliktpotenzial.

Wir wohnten während des „Entwicklungsdienstes“ in La Paz unter anderem wegen der besseren Gesundheitsversorgung, was in meinem Zustand doch wichtig war. Schwangerschaft und Geburt meiner Tochter waren in der Höhe sehr beschwerlich. Sie ist eine Frühgeburt, hatte aber ein ausreichend hohes Gewicht, was ihre Rettung war. Dennoch war ihr erstes Lebensjahr davon geprägt, an lebensgefährliche Grenzen zu kommen.

Mein Alltag umfasste nicht nur die Versorgung meines Babys, sondern auch das ständige Hin-und-her-Hetzen zwischen Ärzten und Laboren. Viele Tests und Untersuchungen werden in Bolivien in jeweils anderen spezialisierten Laboren gemacht. Man muss persönlich hinfahren, um einen Termin zu bekommen, dann zum Termin erscheinen, und schließlich wieder die Ergebnisse abholen, um sie dem behandelnden Arzt zu übergeben.

Dreieinhalb Jahre haben wir in La Paz verbracht. Die Jahre flogen dahin, ohne dass ich wirklich viel gesehen habe. Auch wenn die Anfangszeit vor allem von meinen persönlichen Umständen – der Geburt und den anfänglichen gesundheitlichen Problemen meiner Tochter – geprägt war, habe ich La Paz dennoch als lebendige Stadt mit vielen Facetten erlebt. Von diesen Facetten habe ich aber nur einen Bruchteil wirklich kennenlernen dürfen. Und so gibt es nun noch ein ganzes Land mit all seinen kulturellen Angeboten und Gegensätzen, das ich gerne irgendwann „entdecken“ würde.



Ingrid Reyes-Päcke mit ihrer Tochter am Flughafen in El Alto.

2012 - 2015: Bolivien, EIRENE

Tipps für die Rückkehr mit Kindern



Kindern fällt die „Rückkehr“ oft schwer, besonders dann, wenn sie das Heimatland der Eltern nur aus Urlauben kennen. Deshalb ist es wichtig, die Kinder gut und frühzeitig auf den Abschied vorzubereiten. Sprechen Sie mit ihnen über den bevorstehenden Umzug, über Veränderungen, die dieser mit sich bringt, und über die neue Heimat. Geben Sie den Kindern genügend Zeit, sich von Freund*innen und anderen Bezugspersonen zu verabschieden.

Beziehen Sie die Kinder in Entscheidungen mit ein, beispielsweise wie sie sich verabschieden möchten, wie die neue Wohnung und das neue Kinderzimmer aussehen sollen. Ältere Kinder können auch bei kleineren Aufgaben helfen, so wird der Umzug für sie greifbarer. Überlegen Sie sich, welche Orte Sie vor der Abreise nochmal gemeinsam besuchen wollen, welche Unternehmungen Sie nochmal gemeinsam machen wollen und wie Sie den Abschied feiern möchten. Nehmen Sie sich Zeit für Ihr Kind und versuchen Sie selbst, gelassen mit dem Umzug umzugehen. Das vermittelt Ihrem Kind Sicherheit und Zuversicht.

Quellen:

Nayeri, Jaleh: Tipps für die Rückkehr mit Kindern. In: Impulse - The Magazine for the German-speaking Community in Singapore. März 2018

Schuppener, Christine, Schuppener, Jochen: Rückkehr aus dem Ausland. Books on Demand, 2015

Weitere Tipps und Informationen finden Sie auf unserem Online-Portal www.agdd.de/rueckkehr-mit-familie

Rückkehr mit Partner*innen aus Nicht-EU-Ländern

Wenn Fachkräfte im Ausland neue Lebenspartner*innen aus einem Nicht-EU-Land gefunden haben, müssen sie bei der Rückkehr einige besondere Aspekte beachten. So sind beispielsweise beglaubigte und übersetzte Kopien von Zeugnissen (Schulabschluss, Hochschulabschluss, von Berufsausbildungen) erforderlich, um eine Arbeit, eine Ausbildung, Weiterbildung oder ein Studium beginnen zu können. Ausländische Abschlüsse werden in Deutschland nicht automatisch anerkannt.

ARBEITEN

Ausländer*innen, die in Deutschland arbeiten möchten, brauchen eine Arbeitserlaubnis. Welche Voraussetzungen dazu erfüllt sein müssen, richtet sich zunächst danach, ob eine Staatsangehörigkeit eines Mitgliedstaates der EU, des Europäischen Wirtschaftsraums, der Schweiz oder eines Drittstaates vorliegt. Die Bedingungen für die Arbeitserlaubnis ändern sich immer wieder. Deshalb sollte man sich direkt auf den Seiten des Auswärtigen Amtes, beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, oder der Arbeitsagentur informieren.

www.auswaertiges-amt.de

www.bamf.de

www.arbeitsagentur.de

Zusätzliche Informationen und Vermittlungsmöglichkeiten bietet die Zentrale Auslands- und Fachvermittlung (ZAV). Zu den Themen „Leben und Arbeiten in Deutschland“ finden Sie umfassende Tipps auf dem Online-Portal www.make-it-in-germany.de.

Zur Bewertung ausländischer Bildungsnachweise informiert das Portal der Kultusministerkonferenz:

anabin.kmk.org/anabin.html

Informationen zur Anerkennung von im Ausland erworbenen Berufsqualifikationen bieten die zwei Portale www.anerkennung-in-deutschland.de und www.bq-portal.de

Das Förderprogramm „Integration durch Qualifizierung (IQ)“ soll die Arbeitsmarktchancen für Menschen mit Migrationshintergrund verbessern. Ein wesentlicher Schwerpunkt ist die Beratung zur Anerkennung von im Ausland erworbenen Abschlüssen und die Beratung zu Qualifizierungen im Kontext der Anerkennungsgesetze des Bundes und der Länder.

www.netzwerk-iq.de

STUDIERN

Für die Aufnahme eines Studiums sind neben der Anerkennung von Zeugnissen und der Hochschulzugangsberechtigung unterschiedliche Voraussetzungen zu erfüllen, die sich am besten direkt bei den jeweiligen Hochschulen erfragen lassen. Informationen gibt es auch beim Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) und bei der Hochschulrektorenkonferenz.

www.daad.de

www.hochschulkompass.de

DIE ANKOMMEN-APP

Die Ankommen-App ist ein Wegbegleiter für die ersten Wochen in Deutschland und enthält viele Informationen zum Bildungssystem, zum Arbeitsmarktzugang und zum Alltag in Deutschland – vom Arztbesuch bis zum Straßenverkehr.

www.ankommenapp.de

Der Kreis schließt sich

Vor, in und nach Uganda

Unser fünfjähriger Auslandseinsatz in Uganda endete 1999, gefolgt von teils heftigen „Heimweh-Attacken“ nach unserem Gastland, die wir so nicht erwartet hatten. Ein Ereignis der letzten Jahre hat mir gezeigt, wie sehr wir alle durch diese Zeit geprägt sind: Unser Sohn, bei der Rückkehr gerade mal sieben Jahre alt, ließ sich zu unserer Überraschung vor einigen Jahren eine Afrika-karte auf den Arm tätowieren. Auch mich haben diese Jahre so sehr beeindruckt, dass ich meine Vergangenheit immer noch in eine Zeit vor, in und nach Uganda einteile. Das gilt auch für meine berufliche Entwicklung.

VOR UND IN UGANDA

Vor Uganda unterrichtete ich angehende Erzieher*innen an einer Fachschule für Sozialpädagogik.

In Uganda arbeitete mein Mann als Lehrer. Ich kümmerte mich als so genannte „mitausreisende Partnerin“ einerseits um unsere drei Kinder. Andererseits bemühte ich mich um ein für mich befriedigendes und sinnvolles Betätigungsfeld.

Den Part als Mutter bewältigte ich noch ganz gut. Die Suche nach einer weiteren Aufgabe gestaltete sich jedoch als herausfordernd. Meine unerwartet schwierige Rolle als „Nur-Hausfrau“ und „Mrs. Martin, die Frau von Mr. Martin“, bereitete mir – vor allem im ersten Jahr – erhebliche Schwierigkeiten.

Insgesamt fühlte ich mich auf diese Situation schlecht, um nicht zu sagen, gar nicht vorbereitet. Schon während unserer Zeit in Uganda dachte ich deshalb darüber nach, wie die mitausreisenden Partner*innen ohne eigenen Vertrag bereits im Vorfeld auf ihre speziellen Herausforderungen vorbereitet werden könnten.

NACH UGANDA

Gleich nach unserer Rückkehr begann ich diese Ideen weiterzuentwickeln, da mir ein Wiedereinstieg als Lehrerin irgendwie nicht mehr passend erschien. Ich bot bei unterschiedlichen Organisationen aus der EZ und dem kirchlichen Bereich sowie bei Wirtschaftsunternehmen Workshops, Beratungen und Seminare an, die die Vorbereitung der mitausreisenden Partner*innen zum Inhalt hatten.

Dabei erweiterte sich mein Fokus noch auf andere Themenfelder, die mir nun auch zunehmend wichtig erschienen, beispielsweise:

- Welche Herausforderungen hat man als Paar im Ausland zu meistern?
- Wie ist es, als Familie auszureisen?
- Was für einen großen, oft ungeahnten Einschnitt bedeutet die endgültige Rückkehr ins Heimatland?
- Und was kann helfen, diesen zu bewältigen?

Da sich der Markt für solche Angebote jedoch als sehr klein herausstellte, besann ich mich nach einigen Jahren auf meine beruflichen Wurzeln und begann, parallel zu Seminaren und Beratungen im Integrationsbereich an Kindergärten und Grundschulen zu arbeiten.

Im Laufe der Zeit kamen weitere freiberufliche Aufträge dazu, wie etwa die Begleitung von Familien für das Jugendamt und – ganz aktuell – die Mitarbeit in einem Projekt der evangelischen Kirche in Württemberg: Wir begleiten Kindergärten durch Beratung und Coaching dabei, ein inklusives Konzept für ihre Einrichtungen zu entwickeln. Dazu gehört nicht zuletzt der Umgang mit Kindern und Eltern, die einen Migrationshintergrund haben. Die Schulung der Sensibilität für andere kulturelle Hintergründe ist dabei ein wichtiges Element.

Alle diese freiberuflichen Aufträge – so unterschiedlich sie im ersten Moment auch erscheinen mögen – erlebe ich doch als sehr eng miteinander verwandt. Sei es bei der Begleitung von Kindern mit besonderen Bedürfnissen, von Familien in sehr speziellen Lebenslagen und -formen oder eben bei den Angeboten für Partner*innen und Familien, die ins Ausland gehen oder aus dem Ausland kommen – überall sind ähnliche Kompetenzen wichtig: die Offenheit für andere Kulturen, Lebensformen und Lebensstandards, die nicht mit meinen deckungsgleich sind, der Umgang mit anderen Werten und Normen und die Fähigkeit, sich auf Neues, für mich oft Überraschendes einzulassen.

So habe ich zunehmend den Eindruck, sowohl meine Erfahrungen als Sozialpädagogin, als auch die meines Auslandsaufenthaltes in immer neuer Weise miteinander verbinden zu können. Für mich persönlich schließt sich dadurch der Kreis. Eine schöne Erfahrung.

LITERATURTIPPS

Folgende Bücher kann ich im Kontext „Ausreise und Rückkehr mit Familie“ empfehlen:

- Jochen Schuppener, Christine Schuppener: „30 Minuten - Rückkehr aus dem Ausland“ (GABAL)
- Heidrun Schröder-Kühne, Marianne Richter: „Familienmanagement im Ausland“ (Reise Know How)
- David Pollock, Ruth Reken, Georg Pflüger: „Third Culture Kids-Aufwachsen in mehreren Kulturen“ (edition TCK)



Ilona Greiner mit ihrer Familie in Uganda

1995 - 1999: Uganda, CFI

Debriefing - wertvolle Unterstützung bei der Rückkehr

Als mitausreisende Partnerin war ich sechs Jahre mit Christliche Fachkräfte International (CFI) in Mosambik. Unser Partner vor Ort war die Evangelical Church of Christ in Mozambique. Mein Mann Christian war in der Landwirtschaft tätig und auch ich konnte in diversen Bereichen mit der Kirche zusammenarbeiten. In dieser Zeit sind unsere drei Kinder geboren.

Mehrere Monate, bevor wir zurückkehrten, erhielten wir von CFI das „Re-entry Buch“ von Peter Jordan. CFI informierte uns auch in mehreren E-Mails über alles, was wir berücksichtigen und organisieren müssen, um einen guten Abschluss zu machen und einen guten Start in Deutschland zu haben.

Einen Monat nach unserer Rückkehr nach Deutschland konnte ich zusammen mit meinem Mann auch an einem Debriefing teilnehmen. Dieses wurde von CFI finanziert und von einem Ehepaar durchgeführt, das sich auf die Arbeit mit Menschen in Entsendungs- und Rückkehrsituationen spezialisiert hat.

Am ersten Tag haben wir zunächst die Phasen der Rückkehr durchgesprochen, unsere Erwartungen vor der Entsendung angeschaut und schließlich reflektiert, was in den letzten sechs Jahren alles passiert ist: Schönes und Prägendes wie die intensive Zusammenarbeit mit den Menschen vor Ort, deren Dankbarkeit und Fröhlichkeit, aber auch Schweres und Trauriges, dazu zählten Krankheiten und auch Todesfälle von Freunden in Mosambik, ein Überfall und schließlich auch der Abschied. Am zweiten Tag haben wir dann die verschiedenen Stationen betrachtet bis hin zum Abschied von Mosambik. Am letzten Tag ging es darum herauszufinden was man vom Auslandeinsatz als Eigenschaften und Kompeten-

zen mitgebracht hat und was man hier davon brauchen kann.

Es waren drei intensive, aber auch schöne Tage und es hat gut getan, so einen Überblick von unserer Zeit in Mosambik zu erhalten. Persönlich fand ich es hilfreich, Tipps zu bekommen für den Umgang mit den Kindern, die ja auch eine große Umstellung erlebten. Und es war interessant das Debriefing als Ehepaar zu machen und konkret zu sehen, was den anderen geprägt hat.

Die Informationen und Vorbereitungen vor der Rückkehr sowie das Debriefing waren für uns hilfreiche Unterstützungen für den Wiedereinstieg in Europa. Es braucht viel Geduld mit sich selbst. Es ist wichtig, dass man nicht nur mit „weinenden Augen“ zurückblickt, sondern darauf schaut, was man Wertvolles aus der Auslandszeit mitbringt und was man auch in Deutschland brauchen kann – etwa das Verständnis einer anderen Kultur und auch eine Zufriedenheit mit dem Leben.



Familie Schlötterer mit ihren Kindern kurz vor der Abreise aus Mosambik.

2011 - 2017:
Mosambik, CFI

CFI-Debriefing

Christliche Fachkräfte International e.V. (CFI) bietet für Rückkehrende Debriefings an, die sowohl Fachkräfte als auch ihre Angehörigen besuchen können. Dazu werden verschiedene externe neutrale Coaching- und Beratungsunternehmen mit Expertise in „interkulturellen Transitions“ beauftragt, mit den rückkehrenden Fachkräften und deren mitausgereisten Familienangehörigen den gesamten Auslandseinsatz meist chronologisch, reflektierend zu betrachten. Dabei richten die Debriefing einen besonderen Fokus auf emotional und körperlich herausfordernde Situationen während des Auslandsaufenthaltes.

Sie unterstützen situations- und altersentsprechend alle Ausgereisten, auch die Kinder. Für Kinder ist die Rückkehr oft besonders herausfordernd, weil sie alles in ihrer „Heimat“ im Ausland zurücklassen mussten. Je nach Länge des Aufenthaltes kennen sie Deutschland

nur als Urlaubsort. Dieser Wechsel ist ein „krisenhaftes“ Ereignis. Selbstverständlich brauchen die mitausgereisten Partner und Kinder genauso wie die Fachkraft eine Zeit, in der sie das Erlebte reflektieren, kauen und verdauen können.

Die interkulturellen Coaches mit psychologischer Weiterbildung fragen während des Debriefings auch speziell nach Symptomen die auf eine Depression, Erschöpfungsdepression, Anpassungsstörung oder Trauma etc. nach ICD-10*) hinweisen. Ist das der Fall leiten sie weitere Maßnahmen in Absprache mit dem Rückkehrenden und gegebenenfalls der Entsendeorganisation in die Wege.

*) ICD-10: von der WHO herausgegebene „International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems“

Der Liebe wegen nach Deutschland

Der Verband binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e.V.



Nicole und Louis haben sich bei ihrer Arbeit in einem sozialen Projekt irgendwo in Südamerika kennengelernt. Sie haben viel Zeit miteinander verbracht, sich ineinander verliebt und beschließen zusammen zu bleiben. Sie genießen ihre Zeit, doch Nicoles Arbeitseinsatz geht zu Ende. Nach langen Diskussionen entscheidet sich das Paar das gemeinsame Leben in Deutschland fortzusetzen – und nun?

Paare, die solch eine Entscheidung treffen, können sich an den Verband binationaler Familien und Partnerschaften wenden. Gerne auch schon im Vorfeld per E-Mail, denn es gilt für die Einreise nach Deutschland bestimmte Voraussetzungen zu erfüllen, die im Einzelfall zu klären sind.

VOR DER EINREISE

Meist besteht eine Visumpflicht für die Einreise, so dass Paare nicht zusammen ins Bundesgebiet einreisen können. Der deutsche Teil reist vor und aktiviert hier seinen Wohnsitz. Dann erst kann der Antrag auf Ehegattennachzug im Herkunftsland gestellt werden. Das Paar muss folglich miteinander verheiratet sein oder beabsichtigen, die Eheschließung in Deutschland vorzunehmen. Will man eine eheähnliche Lebensgemeinschaft führen, so wird keine Aufenthaltserlaubnis erteilt. Bei der Beantragung des Nachzugs sind Dokumente und Nachweise von beiden Partner*innen vorzulegen sowie ein Nachweis über einfache deutsche Sprachkenntnisse auf dem Niveau A1. Zur Anerkennung von ausländischen Studien- oder Berufsabschlüssen muss man sich an die jeweilige deutsche Botschaft wenden.

Sind Kinder involviert, ob eigene oder aus einer anderen Beziehung, so sind auch für deren Einreise – und eventuell auch für die Ausreise weitere Regelungen zu berücksichtigen, zu denen der Verband binationaler Familien und Partnerschaften ebenso berät und Informationen bereit hält unter: www.verband-binationaler.de

Erfahrungsgemäß kann sich ein Nachzug über mehrere Monate hinweg ziehen, in denen das Paar voneinander getrennt lebt und nur virtuell Kontakt halten kann.

NACH DER EINREISE

In Deutschland angekommen bestimmen weitere Behördengänge den binationalen Alltag: sei es der Meldepflicht nachzukommen oder eine Krankenversicherung abzuschließen, um die Aufenthaltserlaubnis mit Arbeiterlaubnis bei der örtlichen Ausländerbehörde zu beantragen. Auch der Besuch eines Integrationskurses ist verpflichtend.

Daneben organisiert das Paar seinen Alltag und muss sich dabei neu erfinden – in einem anderen Land mit einer anderen Infrastruktur, anderer Sprache, anderen Regelungen und Menschen. Das Paar sollte seinen Weg im Blick haben und sich der eigenen Ressourcen bewusst sein, die Erwartungen des familiären oder sozialen Umfelds erkennen, sie aber nicht ungeprüft übernehmen. Vor allem bedarf es der Zeit und der Ruhe, um im Miteinander alle Dinge des täglichen Lebens zur beiderseitigen Zufriedenheit zu regeln. Die psychische Belastung in dieser Phase ist nicht zu unterschätzen, wenn beispielsweise die ausländischen Partner*innen mit einer längeren ungewollten Arbeitslosigkeit konfrontiert sind. In diesen Phasen lernt man sich wieder neu kennen.

BEGLEITUNG UND UNTERSTÜTZUNG

Vielfach sind inländische Partner*innen überfordert, neben dem eigenen Ankommen die spezifischen Bedürfnisse und Interessen des anderen zu sehen und darauf eingehen zu können. Wichtig ist, sich trotz allem Zeit füreinander zu nehmen, miteinander zu sprechen, sich zu öffnen, Wünsche, Erwartungen und Hoffnungen auszutauschen. Das Verständnis füreinander kann sich dadurch vergrößern und den Blick frei machen auf bestehende strukturelle Rahmenbedingungen, die von außen auf das Paar einwirken.

Auch in diesen Phasen und Prozessen bietet der Verband binationaler Familien Begleitung und Unterstützung per Telefon und E-Mail. Und in mehreren Städten – wie etwa Berlin, Hamburg, Bremen, Hannover, Bonn, Leipzig, München und Frankfurt am Main – kann man sich auch persönlich beraten lassen.

Begleitung bei Behördengängen kann der Verband mit seinen Ressourcen nicht leisten, in einigen Situationen wird jedoch bei Behörden interveniert.

Weitere Angebote wie offene oder thematische Treffen zeigen, wie individuell die Wege einzelner Paare sind und wie viele Facetten zur Auswahl bestehen. Sie zu sehen und anzunehmen, darin liegen die Chance und die Bereicherung des binationalen Zusammenlebens, ob in Deutschland oder in Übersee. Binationale Paare lernen schnell, Konflikte auch positiv als Teil einer Entwicklung zu sehen, die herausfordert, aber auch zufrieden macht.

AIZ-Fortbildungsangebot:

Als Partner*in mit-ausreisen – Abenteuer oder Auszeit?

Zufriedene mitausreisende Partner (MAP) sind eine wesentliche Voraussetzung für einen gelungenen und wirkungsvollen Einsatz entsandter Fachkräfte. Partner*innen, die hinter dem Auslandsaufenthalt stehen und ihn aktiv gestalten, erleben diese Zeit oft als eine bereichernde Erfahrung und stabilisieren damit gleichzeitig das gesamte Familiensystem. Insofern dient der AIZ-Kurs „Mitausreisende Partner und Familie“ im Rahmen der Ausreisepreparation dazu, die Rollen in Partnerschaft und Familie zu reflektieren, die Möglichkeiten der Karrieregestaltung auszuloten und den Aufenthalt in Bezug auf Netzwerke gewinnbringend zu gestalten. „Wo ziehen wir hin? Was passiert mit den Kindern? Wie geht es mit meiner Karriere weiter? Wie kann ich mich mit meinem Partner zusammen auf zukünftige Herausforderungen im Einsatzland vorbereiten?“ sind typische Fragen. „Es gibt viele Vorteile, aber es kann auch Stress für eine Beziehung verursachen. Mögliche Streitpunkte werden im Ausland deutlicher ausgetragen. Darüber sollte man sich bewusst sein“, erläutert Trainerin Sabine Scharfe. Besonders mitausreisende Partner*innen, die das erste Mal ins Ausland reisen, profitieren von der Möglichkeit, in einem geschützten Rahmen Unterstützung zu erhalten und sich mit Gleichgesinnten auszutauschen. Und auch mitausreisende Partner*innen, die selbst als Fachkraft im Ausland gearbeitet haben und sich nun mit der Rolle als MAP auseinandersetzen möchten, gehen gestärkt aus dem Kurs hervor.

Der Kurs dauert fünf Tage und bietet Module zu verschiedenen Schwerpunktthemen an, beispielsweise zur Ausreise mit Kindern. Er unterstützt die Teilnehmenden darin, sich klarer über die eigenen Ziele zu werden und realistische Möglichkeiten der Umsetzung herauszufinden. Die Teilnehmenden lernen, wie sie ihre erworbenen Kompetenzen nach der Rückkehr gewinnbringend auf dem europäischen Arbeitsmarkt einbringen können. Oft entstehen konkrete Rückfragen erst nach der Ankunft im Ausland. Daher wird die Möglichkeit, im Anschluss an das Training bis zu drei Coachings bei Trainer*innen der Kurse in Anspruch nehmen zu können, sehr geschätzt. „Soll ich mein Kind in der lokalen Schule mit ihren autoritären Methoden lassen? Wie gehe ich mit der Nanny um, die statt mit meinem Kind zu spielen, andauernd den Fernseher laufen lässt? Sollte ich eine Weile zurück nach Hause reisen, weil meine Mutter erkrankt ist?“ Das sind Alltagssituationen, die mit Hilfe eines externen Coaches reflektiert werden können.

Die Teilnehmenden beurteilen den Kurs sehr positiv, die Gesamtzufriedenheit liegt seit Jahren bei nahezu 100



© GIZ/Asja Caspari

Prozent. „Das Training sollte ein Pflichtkurs für alle MAPs und Vertragsnehmer*innen sein“, meint Trainerin Barbara Hüfner-Kemper. Lebendige Eindrücke vermitteln Kurs-Teilnehmende auch in einem Youtube-Video:

<https://www.youtube.com/watch?v=6SBCNzI2P8E&feature=youtu.be>

So divers die Welt ist, so unterschiedlich ist auch die Haltung der MAP zum bevorstehenden Auslandseinsatz. Für einige ist es Abenteuer pur, für andere eine willkommene Auszeit aus einem stressigen Job, wieder andere wollen ein Fernstudium absolvieren, ein Buchprojekt abschließen oder ehrenamtlich in einer NGO tätig werden.

Szene aus dem MAP-Training an der AIZ.

Christine Fach, Projektleiterin bei der AIZ

DIE AKADEMIE FÜR INTERNATIONALE ZUSAMMENARBEIT (AIZ)

Die AIZ ist die unternehmenseigene Akademie der GIZ. Sie qualifiziert Fach- und Führungskräfte in der internationalen Zusammenarbeit, damit sie Veränderungen aktiv gestalten und Wissen global verfügbar machen können. Mit dem Programm „Schlüsselqualifikationen für internationale Zusammenarbeit“ bereitet die AIZ im Auftrag des BMZ Expert*innen für eine Tätigkeit im Ausland vor. Das Fortbildungsangebot „Mitausreisende Partner und Familie“ bietet die AIZ im Rahmen dieses Programms an.

Unter bestimmten Voraussetzungen ist die Teilnahme an diesem Angebot kostenfrei. Mehr Informationen zur Ausreisepreparation, Teilnahme und Anmeldung erhalten Sie im Internet unter: www.giz.de/akademie/de/html/36.html oder telefonisch: AIZ Kundenservice, 0228/4460 3333.

Literaturtipps

Der Verband binationaler Familien, iaf e.V. hat eine Reihe hilfreicher Ratgeber und Publikationen herausgegeben. Hier einige Beispiele:

Binationaler Alltag in Deutschland. Ratgeber für Ausländerrecht und Internationales Familienrecht
Vielfalt ist unser Reichtum. Warum Heterogenität eine Chance für die Bildung unserer Kinder ist
Wie Kinder mehrsprachig aufwachsen. Ein Ratgeber

Eine umfassende Publikationsliste finden Sie auf der Verbands-Webseite: www.verband-binationaler.de

Masterarbeit zum Thema MAPs

Wie wichtig die Unterstützung durch die Partner*innen und Familien im Entwicklungsdienst ist, hören wir im Austausch mit Fachkräften immer wieder. Deshalb ist es von großer Bedeutung, die begleitenden Familienangehörigen in den Entsendeprozess mit einzubeziehen. Und auch im Zuge der Rückkehr können für Partner*innen und Kinder – genauso wie für die Fachkräfte selbst – Herausforderungen beim Wiedereinleben entstehen.

Diese Erfahrung kann auch Brigitte Binder, Bildungsreferentin der AGdD, weitergeben. Für die Masterarbeit von Jana Holling, die sich mit dem „Reintegrationsprozess von deutschen Repatriates aus der Perspektive der interkulturellen Beratung“ beschäftigt, hat sie ihre Expertise im Interview zur Verfügung gestellt.

Aus verschiedenen Expertengesprächen geht hervor, dass die Haltung der begleitenden Personen eine große Rolle spielt und diese ein wichtiger Grundstein für den Erfolg einer Entsendung ist: „Wenn es der Familie nicht gut geht, wirkt sich dies unmittelbar auf den Entsandten aus, der die Situation als äußerst belastend erlebt. Am Ende scheitern viele Auslandsaufenthalte daran, dass die begleitenden Personen unglücklich sind (...)“.

Auch der Rückkehrprozess von entsandten Personen und begleitenden Familienangehörigen wird in den Blick genommen. Die Autorin stellt fest, dass deutsche Unternehmen bisher wenig Notwendigkeit einer Rückkehrbegleitung sehen, obwohl Studien betonen, dass die Rückanpassung oft schwieriger als erwartet erlebt wird. Die individuelle Persönlichkeit sowie die kulturelle Identität der Entsandten unterliege im Verlauf des Auslandsaufenthalts und im Zuge der Rückkehr mitunter Veränderungsprozessen, die die Psyche des Einzelnen belasten. Dies betreffe auch die mitausgereisten Familienmitglieder, die aus diesem Grund im Begleitungsprozess berücksichtigt werden sollten.

Wenn Sie an der Masterarbeit „Rückkehr ins fremde Vertraute: Der Reintegrationsprozess von deutschen Repatriates aus der Perspektive der interkulturellen Beratung“ interessiert sind, können Sie sich gerne direkt an Jana Holling wenden: jana.holling@web.de

Wechsel in der AGEH-Geschäftsführung



Seit dem 1. April 2018 hat Dr. Claudia Lücking-Michel die Geschäftsführung der AGEH übernommen. Sie tritt die Nachfolge des langjährigen Geschäftsführers Michael Steeb an, der sich in den Ruhestand verabschiedet hat.

Die promovierte Theologin war zuvor Abgeordnete des Deutschen Bundestages, wo sie insbesondere entwicklungspolitisch relevante Themen bearbeitete und mitgestaltete, Generalsekretärin des Cusanuswerks und Abteilungsleiterin beim Bischhöfflichen Hilfswerk Misereor.

AGdD-Webinar im November: Social Media zur Jobsuche nutzen

Wie integriert man Social Media erfolgreich in die eigene Bewerbungsstrategie? Wie erfahren Sie früher von offenen Stellen? Und wie kann man mit Informationen aus sozialen Netzwerken in Vorstellungsgesprächen punkten?

Diese und viele andere Fragen beantwortet Olivera Wahl, Inhaberin von „Starke Freunde – Social Media Marketing und Social Media Recruiting“. Im Webinar zeigt sie auf, wie man sein Netzwerk gezielt ausbaut und online und offline Netzwerk-Aktivitäten optimal miteinander verbindet. Nehmen Sie teil!

Der genaue Termin wird auf unserer Webseite bekannt gegeben: www.agdd.de/seminare

Nächste AGdD-Seminare

28.09.–30.09.2018 Siegburg
Bildungsarbeit mit Erwachsenen

09.11.–11.11.2018 Königswinter
Selbständigkeit und Existenzgründung als berufliche Option

23.11.–25.11.2018 Heppenheim
Kompetenzbilanz: Berufliche Entwicklungsmöglichkeiten erkennen

Entwicklungsdienst beim Tag der offenen Tür im BMZ



BMZ-Staatssekretär Martin Jäger (re.) am AGdD-Stand im Gespräch mit zurückgekehrten Fachkräften und der AGdD-Vorstandsvorsitzenden Judith Ohene.

Am 25. August 2018 hat das BMZ in Berlin seine Türen geöffnet, um interessierten Besucher*innen die Arbeit verschiedener Organisationen zum Thema „Nachhaltige Entwicklungsziele“ zu präsentieren. Darüber hinaus

gab es ein buntes Bühnenprogramm mit Diskussionen, Musik und kulinarischen Köstlichkeiten aus aller Welt. Die AGdD informierte über den Entwicklungsdienst und die Arbeit im Dachverband.

Nutzen Sie unsere Angebote speziell für Rückkehrer*innen und Familienangehörige

Im AGdD-Förderungswerk bieten wir rückkehrenden Fachkräften umfangreiche Informationen zum Thema Rückkehr und beruflichen Wiedereinstieg nach dem Entwicklungsdienst. Auch Partner*innen und Kinder von Fachkräften sind herzlich eingeladen, an unseren Seminaren und Webinaren teilzunehmen oder eine persönliche Beratung in Anspruch zu nehmen. Die wichtigsten Seminarinhalte sind Kompetenzbilanz, berufliche Orientierung, Trends auf dem Arbeitsmarkt, Bewerbung und Weiterbildung. Außerdem bieten wir auch im nächsten Jahr wieder ein Austauschforum für mitreisende Partner*innen an.

Wir verfügen über ein großes Netzwerk und Kontakte zu Entsendediensten, Organisationen und Expert*innen im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit und fördern Austausch und Vernetzung von rückkehrenden Fachkräften und deren Familien.

Unsere Mitarbeiterinnen bilden sich kontinuierlich fort, um ein aktuelles und qualitativ hochwertiges Angebot sicherzustellen. Über unsere Mitgliedschaft in Fachverbänden der Bildungs- und Berufsberatung sowie in Training und Weiterbildung sind wir immer über aktuelle fachliche Diskussionen und Trends in der Praxis informiert.

Der Marktplatz ist eröffnet. Machen Sie mit!

Neue Funktion in unserem Fachkräfte-Netzwerk ConnectED

Möchten Sie auf eine Veranstaltung hinweisen? Haben Sie eine Stelle zu vergeben? Oder sind Sie auf der Suche nach Kontakten zu bestimmten Themen?

In unserem Fachkräfte-Netzwerk ConnectED haben Sie jetzt die Möglichkeit, selbst Inserate und Bilder auf einem virtuellen Marktplatz zu veröffentlichen. Durch die Benachrichtigungsfunktion bleiben Sie außerdem über neue Einträge auf dem Laufenden.

Die Nutzung von ConnectED inklusive des Marktplatzes ist für aktive und ehemalige Fachkräfte und Familienangehörige kostenlos! www.agdd.de/connectED

Autor*innen gesucht

Ausblick auf die nächste tranfer

Die nächste **tranfer** widmet sich den Erfahrungen von Fachkräften, Rückkehrenden und ihren Familienangehörigen, die aus einem anderen EU-Land als Deutschland kommen oder in ein anderes Land zurückgekehrt sind. Damit wollen wir ganz gezielt über den deutschen „Tellerrand“ gucken. Auch dieses Heft wird zweisprachig (DE/EN) sein. Schreiben Sie uns, wenn Sie Ihre Erfahrungen teilen möchten:

redaktion@agdd.de

Sie können in Deutsch oder Englisch schreiben.

Ehrenamtlich im eigenen Beruf als Pastor

Als mitausgereister Ehemann in Tansania

Von 2004 bis 2010 habe ich als mitausgereister Ehemann einer Fachkraft im Entwicklungsdienst im Nordwesten von Tansania gelebt und gearbeitet. Meine Frau und ich, wir waren beide in der gleichen Dienststelle beschäftigt, der Nordwest-Diözese der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania. Dort leitete meine Frau die damals neu gegründete Arbeitsstelle für Konfliktbearbeitung und Menschenrechte. Ich war vor der Ausreise Theologe und ordiniertes Pastor der Evangelischen Kirche im Rheinland. Auch als mitausreisender Ehemann wusste ich daher von Anfang an, dass ich in Tansania einer qualifizierten Tätigkeit in meinem eigenen Beruf würde nachgehen können.

Ausschreibung einer Stelle zum Aufbau und zur Leitung einer Arbeitsstelle für Konfliktbearbeitung und Menschenrechte im Nordwesten Tansanias gerade recht. Ausgeschrieben war die Stelle durch die Vereinte Evangelische Mission, eine Gemeinschaft von Kirchen in drei Erdteilen, der auch meine Landeskirche angehört.

Das bedeutete, dass ich mich als Pastor aus einer Schwesterkirche auch ohne Arbeitsvertrag ehrenamtlich würde einbringen können. So war ich sofort damit einverstanden, die Rolle „mitausreisender Ehemann“ einzunehmen.

HAUPTAMTLICH – EHRENAMTLICH

Bisher hatte ich hauptamtlich als Pfarrer in Gemeinden gearbeitet. In der Nordwest-Diözese sollte ich dies nun zwar ehrenamtlich tun, aber doch in einem offiziellen Rahmen. So erhielt ich von Anfang an eine eigene Stellenbeschreibung, zunächst mit halbem Stellenumfang. Ich sollte in der Jugendabteilung der Diözese das Team des Koordinators für Jugend- und Schülerarbeit verstärken, indem ich einerseits an Sekundarschulen das Fach Bibelkunde unterrichtete und andererseits dem Koordinator bei seiner Arbeit assistierte. Dazu gehörte die Planung von Jugendaktivitäten auf Ebene der Diözese und die Betreuung von christlichen Schülergruppen an den Sekundarschulen der Region.

Für das Team und die Arbeit selbst spielte es dabei keine Rolle, dass ich keinen Arbeitsvertrag hatte und ehrenamtlich tätig war. Den Jugendlichen und Schüler*innen war dies überhaupt nicht bewusst. Für sie war ich einfach einer der Pastoren der Diözese.

ANERKANNT

In Tansania ist mit der Position des Pastors ein hoher gesellschaftlicher Status verbunden, völlig unabhängig



Zum Abschied aus Tansania: eine Trommel als traditionelles Geschenk für Martin Schmitz-Bethge und seine Frau Dr. Anthea Bethge

MITAUSGEREIST

In den Jahren vor unserer Ausreise nach Tansania befand ich mich in den letzten Phasen der Ausbildung zum Pfarrer in meiner Landeskirche. In diesen Jahren war ich an die Einsatzorte gebunden, die mir von der Landeskirche zugewiesen wurden. Meine berufliche Bindung bestimmte also unseren Wohnort und damit auch die beruflichen Möglichkeiten meiner Frau. In der nächsten Phase unseres Lebens sollte es umgekehrt sein. Da kam die für meine Frau interessante

von der Bezahlung des Berufs, die vergleichsweise schlecht ist. Dieser Status kam auch mir zugute. Aus Sicht der Nordwest-Diözese war ich ein Pastor aus einer Schwesterkirche, der als Missionar in ihrer Kirche arbeitete. Damit war ich den Pastoren der Diözese gleichgestellt. Wie alle anderen aktiven Pastoren erhielt ich Sitz und Stimme auf der Synode, dem Parlament der Kirche, welches sich aus Geistlichen und gewählten Vertreter*innen der Gemeinden zusammensetzt. Bei meiner ersten Synode, die etwa vier Monate nach unserer Ankunft stattfand, wurde ich gleich eingeladen, eine der Morgenandachten zu halten. Meine Frau nahm als Leiterin einer kirchlichen Arbeitsstelle ebenfalls an der Synode teil, hatte aber kein Stimmrecht. In gewissem Sinne hatte ich es durch meine Rolle als Pastor sogar leichter, für meine Arbeit Anerkennung zu finden, als meine Frau. Schon durch meine Kleidung – Pastoren aller Konfessionen tragen in Tansania Kollarhemd – war ich gleich in meiner besonderen Rolle erkennbar. Sie hingegen wurde von einigen auch noch nach Jahren als „Zierde in meinem Büro“ angesehen, dabei handelte es sich eigentlich um das Büro ihrer Arbeitsstelle.

Für viel Diskussionsstoff zwischen meiner Frau und mir sorgte folgende Begebenheit: Nach etwa einem halben Jahr leitet meine Frau ihr erstes großes Seminar in einem der Kirchenkreise der Diözese. Es ist ein großer Erfolg, die Arbeit der neuen Arbeitsstelle nimmt Fahrt auf. Kurze Zeit danach empfängt derselbe Kirchenkreis eine Delegation aus seinem deutschen Partnerkirchenkreis. Zum Jubiläum der Partnerschaft findet eine Konsultation statt, in der über mehrere Tage Tansanier*innen und Deutsche das Erreichte reflektieren und sich neue Ziele setzen wollen. Meine Frau wird als Moderatorin eingeladen, außerdem übersetzen wir beide so gut wir schon können, denn die Konsultation findet bewusst nicht in englischer Sprache, sondern auf Swahili und Deutsch statt. Es sind für uns beide anstrengende Tage. Nachdem alles glücklich über die Bühne gegangen ist, besucht der Superintendent des Kirchenkreises in der folgenden Woche das Kirchenbüro. Wie für Gäste üblich, überbringt er Grüße aus seinem Kirchenkreis und erzählt vom Höhepunkt der letzten Zeit: „Wir hatten eine große Konsultation mit unseren Geschwistern aus Deutschland. Wir danken Pastor Martin, der uns dabei mit seiner Anwesenheit behrte hat. Und seine Frau hat er auch mitgebracht.“

WEITERENTWICKELT

Nach unserem ersten halben Jahr in Tansania eröffnete mir mein Vorgesetzter, der Koordinator für Jugend- und Schülerarbeit, dass ihm ein sechsmonatiges Aufbaustudium genehmigt sei. Ich solle während dieser Zeit seine Vertretung übernehmen.

Dies wurde für mich zu einer wichtigen Übungsphase. Unter anderem musste ich – praktisch aus dem Stand – das wichtigste Großereignis der Jugendarbeit in der Diözese organisieren: den „Tag der Jugend mit dem Bischof“ mit etwa 1500 Teilnehmenden aus allen Ge-



Martin Schmitz-Bethge, Pastor
2004 - 2010: Tansania, EED/BfdW

meinden. Mir zu erarbeiten, wie das unter tansanischen Bedingungen geht, war eine große Herausforderung, an der ich viel gelernt habe.

In unserem zweiten Dreijahresterm wurde ich dann selbst zum Koordinator für Jugend- und Schülerarbeit und bin an vielen weiteren persönlichen und beruflichen Herausforderungen gewachsen.

ZURÜCKGEKEHRT

Nach Ablauf unserer Zeit in Tansania wäre es wieder an mir und meinem beruflichen Fortkommen gewesen, unseren Wohnort zu bestimmen. Doch in meiner Landeskirche standen die Chancen auf einen Wiedereinstieg schlecht. Ich kam mitten in eine Theologenschwemme hinein. Es gab praktisch keine offenen Stellen. Zudem musste ich feststellen, dass meine Erfahrungen aus Tansania für die Arbeit in deutschen Gemeinden wenig wert zu sein schienen.

Stattdessen fand meine Frau eine Stelle bei EIRENE in Neuwied. Ich wurde vom mitausgereisten Ehemann zum zurückkommenden Ehemann und hatte plötzlich viel Zeit, mich um die Renovierung unserer Wohnung zu kümmern und den Kulturschock der Rückkehr zu verarbeiten. Nach einem knappen Jahr Arbeitslosigkeit haben mich dann die Mitglieder der Evangelischen Mennonitengemeinde Neuwied zu ihrem angestellten Pastor gewählt. In dieser kleinen, freikirchlichen Gemeinde, deren Mitglieder vielfältige Migrationserfahrungen haben, werden nun meine eigenen Erfahrungen mit Fremdheit, die ich in Tansania gemacht habe, geschätzt.



Besuch einer indigenen
Gemeinde:
Christiane Kämpf de Salazar
und Mauricio Salazar
in Chiapas

Von Heidelberg nach Mexiko

Leben in zwei Welten

Nach anstrengenden Wochen der Vorbereitung und des Abschiednehmens machten wir uns 2009 auf den Weg nach Mexiko-City. Wir, das waren mein Mann, der einen Vertrag als EZ-Fachkraft hatte und von Dienste in Übersee/EED zu einer NGO vermittelt wurde, unsere drei Kinder im Alter von 14, 16 und 18 Jahren und ich als mitausreisende Partnerin, kurz MAP.

Ein Jahr zuvor hatte der gemeinsame Entscheidungsprozess schon begonnen. Was würde es bedeuten, wenn wir für mindestens drei Jahre, eventuell auch länger, unseren Lebensmittelpunkt von Heidelberg nach Mexiko verlagern? Was würde das für jeden Einzelnen von uns beruflich, schulisch und privat bedeuten? Mexiko war für uns kein unbekanntes Land, da wir dort schon Urlaub gemacht hatten und alle Familienmitglieder Spanisch sprachen. Aber es ist natürlich ein großer Unterschied, ob man Urlaub macht oder dort lebt.

Vorfreude auf das Neue und Trauer wegen des Abschieds von dem Vertrauten hielten sich die Waage. Ein paar persönliche Lieblingsgegenstände, Festplatten mit Fotos und Videos und die Aussicht per Skype oder Facebook mit den Freund*innen in Kontakt zu bleiben, waren wichtig und sollten den Anfang erleichtern.

SCHULE

Die ersten Wochen waren von viel Bürokratie und organisatorischen Aufgaben geprägt und auch für unsere Kinder brachte der Schulalltag Begebenheiten mit sich, die sie von zu Hause nicht kannten. Die Schule lag auf einem Campus, den die Schüler*innen erst nach Unterrichtsende verlassen durften. Der Unterricht war zum Teil auf Spanisch, zum Teil auf Deutsch. Fächer wie mexikanische Literatur oder Philosophie, die auf Spanisch unterrichtet wurden, waren zu Beginn eine große Herausforderung, der angebotene Spanisch-Zusatzunterricht eine Hilfe, aber gleichzeitig eine zusätzliche zeitliche Belastung bei einem ohnehin sehr vollen Stundenplan. Die Woche war

von Montag bis Freitag mit Schule besetzt, aufgrund schulischer Strukturen und großer Entfernungen gab es keine Möglichkeit Freund*innen unter der Woche zu treffen oder Hobbys außerhalb der Schule nachzugehen. Das schulische Alltagsleben war viel strenger reglementiert als in Deutschland. Man musste sich auf andere Menschen mit anderen Werten und anderem kulturellen Hintergrund einlassen. Das führte manchmal auch zu Missverständnissen, die in der Begegnung geklärt werden konnten und heute zu den lustigen Anekdoten gehören.

MOBILITÄT – EINE HERAUSFORDERUNG

Der öffentliche Nahverkehr war gut. Es gab U-Bahnen, Busse, Kleinbusse und Taxis, die jedoch für eine Stadt dieser Dimension unzureichend waren. Oft mussten mehrere Transportmittel benutzt werden, um ans Ziel zu kommen. Ein Problem war: Nicht alle Transportmittel galten als sicher. Es gab Kleinbusse, die man besser nicht benutzen sollte, auch manche Taxis nicht, andere schon, die U-Bahn war sicher. Aber woher wusste man, welches Transportmittel sicher war und welches nicht? Die Eltern der Klassenkamerad*innen ließen ihre Kinder nicht mit dem ÖPNV fahren. Viele Eltern fuhren ihre Kinder überall hin. Und manche Jugendliche hatten schon ein Auto und fuhren selbst. Es dauerte einige Zeit bis wir ungefähr einschätzen konnten, was sicher war und was nicht und bis dahin waren wir alle in unserer Mobilität sehr eingeschränkt, dies schaffte Abhängigkeiten, die es in Deutschland nicht gab. Deshalb war es wichtig gemeinsame Lösungen für den Transportbedarf der einzelnen Familienmitglieder zu finden.

SICHERHEIT

Beim Radio hören, Fernseh schauen oder der Unterhaltung mit Nachbarn war immer die fehlende Sicherheit Thema: Überfälle zu Hause, Verletzte bei einem Molo-

tow-Angriff in einer Bar, Verfolgungsjagd mit Schießerei auf der Stadtautobahn im Süden von Mexiko-City und und und.

Das waren Nachrichten, die uns verunsicherten und so erkundigten wir uns im Freundes- und Kollegenkreis, wie sie und ihre Kinder damit umgingen. Wenn unsere Kinder mit Freund*innen oder alleine unterwegs waren, dann schickten sie uns regelmäßig SMS. Wenn einmal keine Nachricht kam, das Handy aus oder der Akku leer war, dann wurden wir Eltern schon nervös. Beruhigt hat uns, dass unsere Kinder, nachdem sie Freund*innen gefunden hatten, immer in Gruppen und mit Einheimischen unterwegs waren, die sich auskannten. Die Kommunikation war also sehr wichtig, ebenso die Bildung von Netzwerken mit den Menschen vor Ort. Es lohnt sich die Frage der Sicherheit vor der Ausreise zu thematisieren, am besten mit Rollenspielen und Handbüchern, die es beispielsweise von der GIZ schon gibt.

FREIZEIT

Für das eigene Wohlbefinden war es wichtig, dass man außer Schule, Praktikum oder Arbeit auch Zeit und Raum für Hobbys und Freizeit hatte.

Welche Freizeiträume gab es? Wo konnten Kinder und Jugendliche ihren Hobbys nachgehen? Wie konnten sie sich im öffentlichen Raum bewegen? Fand man Gleichgesinnte zum Skateboard fahren, zum Rugby spielen, zum Kochen, zum Tanzen? Der Zugang zu Anderen über gemeinsame Interessen und Hobbys war für die Kinder wichtig und half beim heimisch werden in der neuen Kultur, eröffnete neue Perspektiven und Sichtweisen, bot Austausch und neue Chancen des gegenseitigen Verstehens.

Die mexikanische Gesellschaft ist kollektiv, die Familie steht im Mittelpunkt, gemeinsame Unternehmungen

TIPPS DER AUTORIN:

- alle in die Entscheidung der Verlagerung des Lebensmittelpunktes mit einbeziehen;
- Fragen aller ernst nehmen;
- Erinnerungsstücke, Fotos mitnehmen;
- sich klar sein, dass Eingewöhnung ein langer Prozess ist und auch mit Trauer und Verlust verbunden ist;
- Freizeitaktivitäten vor Ort wahrnehmen (Sport, Musik, Kunst, Gleichgesinnte suchen).

Was uns gefehlt hat:

- genügend Austausch per Chat mit (jungen) Menschen in der gleichen Situation, sowohl im Ausland als auch bei der Rückkehr;
- eine Vorbereitung für Familien mit Kindern, zum Beispiel mit Rollenspielen zu Aspekten wie „seelische Gesundheit“ oder „Sicherheit“;
- Filme gemeinsam schauen und darüber reden.

sind wichtig und dieser Lebensstil unterschied sich vom eher individuell geprägten Lebensstil in Deutschland. Dies hatte auch Auswirkungen auf die Freizeitgestaltung und führte anfangs zu Irritationen, wenn die Freund*innen am Wochenende immer mit der Großfamilie unterwegs waren und keine Zeit für andere Unternehmungen hatten. Die kulturelle Übersetzung war ein langwieriger Prozess.

KONTAKT NACH DEUTSCHLAND

Das Internet bot uns die Chance, mit den Freund*innen in Kontakt zu bleiben und zu erfahren, was sich im jeweiligen Leben der Anderen so tat. Virtueller konnte man direkt dabei sein, andererseits war man auch leicht der Gefahr ausgesetzt, in der virtuellen Welt zu versinken.

Auch Besuche ließen sich gut übers Internet planen und das Erleben unserer neuen Lebenswelten war für den Besuch aus Deutschland eine gute Erfahrung. Solche gemeinsamen Erlebnisse halfen bei der Rückkehr, uns wieder an die Freund*innen anzunähern und waren die Basis für die Weiterführung der Beziehungen in Deutschland. Für unsere Kinder – und auch für uns Erwachsene – wäre es hilfreich gewesen, Kontakt zu Menschen in der gleichen Situation zu haben, um sich auszutauschen, z.B. mit einem Chat mit Kindern und Jugendlichen von anderen Fachkräften oder mit anderen MAPs. Dies wäre eine gute Möglichkeit gewesen, neue Erfahrungen zu besprechen und sich gegenseitig Tipps zu geben.

RÜCKKEHR

Die Rückkehr nach Deutschland war ein sehr einschneidender Abschnitt für unsere Kinder. Sie waren als Teil unserer Familie nach Mexiko gekommen und kehrten alleine als junge Erwachsene nach Deutschland zurück, um dort einen neuen Lebens- und Ausbildungsabschnitt zu beginnen.

Wir Eltern blieben noch in Mexiko, da der Arbeitsvertrag ein weiteres Jahr ging. Das war für alle eine besondere Situation: Abschied nehmen von den vertrauten Strukturen und dem Familienverband, um ein neues Projekt in einer neuen Stadt, mit neuen Menschen zu planen. Es war keine Rückkehr in die Heimat, in altbekannte Strukturen, sondern der Beginn eines neuen Lebensabschnittes in einer neuen Stadt, ausgerüstet mit neuen Freundschaften und einem reichen Erfahrungsschatz aus mehreren Jahren Mexiko-Aufenthalt.



© privat

Maïke, Nina und Nils kehrten als junge Erwachsene vor ihren Eltern nach Deutschland zurück, um einen neuen Lebens- und Ausbildungsabschnitt zu beginnen.



© privat

Christiane Kämpf de Salazar und Mauricio Salazar
2009 - 2015: Mexiko, DÜ/EED

Mauricio Salazar ist Studienleiter bei der Evangelischen Akademie Bad Boll. Er war mit dem EED bei der Partnerorganisation SERAPAZ.

Inzwischen fühlen wir uns in Berlin zuhause

Aus Papua-Neuguinea nach Deutschland – und zurück

Ich komme aus Papua-Neuguinea und lernte meinen deutschen Ehemann Frank dort im Jahr 2000 kennen. Er war zu der Zeit für den DED tätig. Ich war alleinerziehende Mutter mit zwei kleinen Kindern und arbeitete als Wissenschaftlerin. Als ich 2003 meinen dritten Sohn bekam, gab ich diese Position auf. Unser Leben war spannend und herausfordernd, als wir versuchten, zwei verschiedene Kulturen inklusive Kinder zu verbinden und als Familie Akzeptanz füreinander zu entwickeln.

– beladen mit Kindern und Gepäck – hetzen durch den riesigen und vor Menschen wimmelnden Frankfurter Flughafen, um unseren Anschlusszug nach Osnabrück zu bekommen. Im Zug wurden wir dann entschädigt – die vor den Fenstern vorbeiziehende grüne Landschaft, die Felder, Wiesen und Wälder waren eine Wohltat nach dem zehnstündigen Flug und dem Stress am Flughafen.

EIN NEUES LEBEN IN DEUTSCHLAND

Im Dezember 2005 zogen wir dann in eine ländliche Gegend in Deutschland, in ein Dorf, und ich liebte es dort. Die sanft hügelige Landschaft, die Weite und die Felder, die Wälder in der Nähe und die Ruhe und Friedlichkeit halfen mir, meine Sehnsucht nach meiner Familie, meinen Freunden und meinem Leben daheim besser zu überwinden. Während mein Mann sich nach Arbeit umsah und meine Kinder zur Schule und in den Kindergarten gingen, besuchte ich Sprach- und Integrationskurse und nahm Fahrunterricht. Als Frank dann nach ein paar Monaten wegen seines neuen Jobs bei Brot für die Welt (BfdW) nach Stuttgart ziehen musste, blieb ich zunächst mit den Kindern in Osnabrück. Die Jungs hatten sich gerade in ihrer Schule/in der Kita eingewöhnt und wir wollten ihnen nicht direkt wieder eine Veränderung zumuten. Da ich inzwischen meinen Führerschein hatte, kam ich klar, außerdem halfen uns meine in der Nähe wohnenden Schwiegereltern.

Das ländliche Leben war wunderbar, doch es hatte seine Grenzen. Die Winter waren kalt und manchmal zu still und einsam. In Papua-Neuguinea grüßen die Menschen einander mit einem Lächeln, einem kurzen Nicken oder mit ein paar freundlichen Worten. Hier war es nicht so einfach, Kontakt zu den Menschen aufzubauen. Manche grinsten mich schief an, wenn ich sie freundlich grüßte. Wegen der hohen Kriminalitätsrate in Papua-Neuguinea war ich in ständiger Angst aufgewachsen und stets auf der Hut. Es tat so gut, diesen „Angst-Käfig“ endlich verlassen zu können, lange Spaziergänge in den friedlichen Wäldern halfen mir dabei. Es war ein befreiendes Gefühl, als ich merkte, dass ich jetzt in einer sichereren Umgebung war.

Das Pendeln von und nach Stuttgart belastete uns bald sehr. Nach ungefähr einem Jahr zogen meine Söhne und ich dann doch dorthin. In Stuttgart trat eine positive Veränderung ein, denn das Leben wurde multikultureller, wir fühlten uns willkommen und mehr einbezogen. Ich hatte einen recht gut durchmischten Freundeskreis und nahm weiter Deutschunterricht bis zur Stufe B2.



2003: Arah Ecke mit ihrem Mann Frank und ihren Kindern in Papua-Neuguinea

AUSREISE AUS PAPUA-NEUGUINEA

Als Franks DED Vertrag 2005 auslief, wurde mir plötzlich klar, dass ich bald in eine komplett neue Kultur, in einem fremden Land auf einem weit entfernten Kontinent eintauchen würde. Auch unsere Söhne waren nervös, schließlich verließen sie die Heimat ihrer Kindheit. Was Deutschland betraf, orientierten wir uns komplett an Frank als Haupt-Informationsquelle. Der DED-Vertrag ermöglichte uns zum Glück einen Vorab-Eindruck vom Leben auf der anderen Seite des Globus. Nie werde ich meine erste Erinnerung an Deutschland vergessen: wir

RÜCKKEHR IN DIE HEIMAT

Als nächstes bekam mein Mann das Angebot, im Regionalbüro Pazifik in Madang in Papua-Neuguinea zu arbeiten. Das war 2009. Wir waren total aufgeregt, dass es zurück in meine Heimat gehen würde. Dieser Vertrag sah zunächst Vorbereitungskurse in Bonn vor, auch einen speziellen für mitausreisende Partner (MAP). Obwohl es für mich ja in meine Heimat zurückging, stellte ich mich auf einen „Rückkehrer-Kulturschock“ ein, auch wenn drei Jahre Abwesenheit nicht lang waren. Und tatsächlich, wir mussten uns wappnen – schließlich kehrten wir in ein Land mit hoher Kriminalitätsrate zurück. Trotzdem war es schön, wieder zu Hause zu sein.

Während mein Mann also seinen Job für BfdW startete, begann ich für diverse Gesundheits-NROs zu arbeiten, beispielsweise für Pathfinder International oder die Fred Hollows Foundation. Ich studierte auch Management an der Universität vor Ort und bekam dann einen Job als Programm-Managerin bei Marie Stopes International. Allerdings wusste ich von Anfang an, dass ich diesen würde abgeben müssen, sobald der Vertrag meines Mannes – inzwischen arbeitete er als Fachkraft bei der Lutherischen Kirche – endete.

In diesen sieben Jahren in Papua-Neuguinea beendeten unsere Kinder die Grundschule, bzw. das Gymnasium. Als es soweit war, dass wir wieder nach Deutschland zurückkehren sollten, mussten wir alle ein paar schwierige Entscheidungen treffen. Unsere beiden älteren, nun erwachsenen Söhne, entschlossen sich, meinen Mann, mich und unseren jüngsten Sohn nach Deutschland zu begleiten. So kamen wir Ende 2015 in Berlin an, der neue Job meines Mannes bei BfdW startete im Januar 2016.

ERNEUTES EINLEBEN IN BERLIN

In Berlin eine Wohnung zu finden war sehr schwierig. Wir entschieden uns, nach Alt Marzahn zu ziehen, obwohl wir vor rechtsextremen Vorfällen dort gewarnt wurden. Wir haben seither in der Tat schon die eine oder andere Konfrontation mit Ausländerfeindlichkeit gehabt, aber dennoch gefällt uns das ruhige und naturnahe Leben hier gut. Wir fühlen uns hier inzwischen wohl.

Als ersten Schritt in Richtung Reintegration gingen unsere älteren Söhne zunächst zum Bundesfreiwilligendienst. Für unseren 13-jährigen fanden wir keine passende Schule, er kam dann auf eine bilinguale Schule.

Ich selbst frische meine deutschen Sprachkenntnisse auf und erweiterte sie an der Volkshochschule. Gleichzeitig begann ich, mich ehrenamtlich bei der Berliner Stadtmission und bei einem Flüchtlingsprojekt in Neukölln zu engagieren. Diese Arbeit machte mir viel Freude, da ich dadurch lernte mich in der Stadt zu bewegen, ich dort viele Leute kennenlernte, und – das Wichtigste – da ich Menschen helfen konnte. Eine Zeit lang nahm ich auch an einer deutschen Konversationsgruppe in einem Sprachcafé teil. Später meldete ich mich bei der Agentur für Arbeit an, nutzte deren Beratungsangebote und lernte wie man in Deutschland eine Bewerbung zusammenstellt. Im März 2018 fand ich dann meine jetzige Stelle bei der Diakonie Deutschland.



© privat

Obwohl es immer noch Hindernisse zu überwinden gibt, fühle ich mich in Berlin inzwischen zu Hause. Unsere Kinder haben sich schnell zurechtgefunden und haben neue Freundschaften geschlossen. Durch meine Aktivitäten tausche ich mich mit vielen Deutschen und Nicht-Deutschen aus. Für mich bedeutete Integration, meine Umgebung zu erkunden, herauszufinden, was mir guttut und was nicht, und jedes Problem so gut zu bewältigen, wie ich es eben kann.

Auch den AGdD Tages-Workshop für MAP zu besuchen hat mir geholfen, dafür bin ich dankbar. Wir waren nur drei Teilnehmer*innen, alle mit ähnlichem Hintergrund. Unser Austausch motivierte uns, dieses „fremde Land“ weiter zu erforschen. Vielleicht könnte man diese Workshops auch für unsere Kinder anbieten. Sie haben mit ihren ganz eigenen Herausforderungen bei der Integration zu kämpfen.

2018: Familie Ecke in Berlin

Arah Ecke lernte ihren Mann Frank in Papua-Neuguinea kennen. Frank Ecke war 1999 - 2005 und 2009 - 2015 in Papua-Neuguinea für den DED und DÜ/EED/BfdW.

PRAKTISCHE TIPPS DER AUTORIN

Hier sind einige persönliche Tipps, besonders für nicht-deutsche MAP:

- Fangt so schnell wie möglich an, Sprach- und Integrationskurse zu besuchen, und bleibt dran.
- Verfolgt die deutschen Nachrichten. Auch wenn ihr nicht alles versteht, verbessert ihr dabei euer Deutsch, und ihr bekommt mit, was in Deutschland los ist.
- Seid euch im Klaren darüber, was euch interessiert und findet heraus, wo und wie ihr eure Hobbys in eurer neuen Umgebung weiterverfolgen könnt.
- Nutzt die Angebote der Agentur für Arbeit und erwidert mithilfe von Coaching und Fortbildungen eure Möglichkeiten.
- Aktualisiert eure Lebensläufe und füllt „MAP-bedingte“ Lücken mit entsprechenden Erklärungen aus. Versucht eure Abschlüsse und Zeugnisse anerkennen zu lassen.
- Tut euch mit anderen (zurückgekehrten) Fachkräften, mit den Menschen vor Ort und anderen Ausländern zusammen. Tauscht euch aus und gebt einander Tipps.

Unsere Mitglieder:



Dienste in Übersee

Dienste in Übersee gGmbH ist eine 100%ige
Tochter des Evangelischen Werkes für
Diakonie und Entwicklung e.V. mit der Marke

Brot
für die Welt



Christliche Fachkräfte International



Alle Informationen auf:
www.agdd.de

Mit finanzieller Unterstützung des



Bundesministerium für
wirtschaftliche Zusammenarbeit
und Entwicklung